XVII 4
Pol. Civ.
105 C
Ô Cahill

Das
Schwarze-Ungeheuer.

Beschrieben

von

Baron Ô Cahill,

Königlich-Sardinischer Obrist, Hochfürstl. Hohenloh-Waldenburg-Schillingsfürstlicher Kammerjunker und Obrist, Hochfürstl. Wied-Neuwiedscher Hofmarschall, und Kommandeur des Phönixordens.

Hanau,

gedruckt in der fürstl. Waisenhausbuchdruckerei

1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Bayerische Staats-Bibliothek München

Dem

Durchlauchtigsten Herzog und Herrn,

Herrn

Friederich Eugenius,

Regierender Herzog zu Wirtemberg und Teck, gefürsteter Graf zu Mömpelgard, Graf und Herr zu Limburg-Gaildorf und Sontheim-Schmiedelfeld auch Ober-Sontheim, Herr zu Heidenheim und Justingen ꝛc. Ritter des Russischen Kaiserl. St. Andreas- und des Königl. Preussischen Schwarzen Adler-Ordens. Königl. Preussischer und des löbl. Schwäbischen Kreises General-Feldmarschall ꝛc. ꝛc.

Meinem Gnädigsten Herzog und Herrn.

Durchlauchtigster Herzog!
Gnädigster Herzog und Herr Herr!

Euer Herzoglichen Durchlaucht grosse und vortrefliche Eigenschaften, die grosse und unsterbliche Thaten, die Sie Sich durch die Waffen erworben, und welche für alle Helden jetziger, als aller zukünftigen Zeiten immer ächte Muster und grosses Beispiel seyn werden: Die wahre Weisheit, mit welcher Sie beglückt regieren, und Ihre Staaten in allem, besonders durch die

weiseſten Geſetze verbeſſert haben, daß ſie mit die blühendeſten und glücklichſten zum Beiſpiel vieler andern aufgeſtellt werden können, und endlich die groſſe Huld und Gnade, deren ich von Euer Herzoglichen Durchlaucht in unzählichen Wohlthaten gewürdiget zu werden das Glück gehabt habe, und deren ich mich Lebenslang mit den lebhafteſten Regungen der Dankbarkeit er-

innern werde, flössen mir die Kühnheit ein, dieses Werk Dero Durchlauchtigsten Namen in tiefester Unterthänigkeit zuzuschreiben.

Weil ich in diesem Werk von Mißbräuchen, die hauptsächlich aus dem übertriebenen Luxus und der zu grossen Sittenlosigkeit entstehen, rede, und zugleich einige Fingerzeige gebe, wie sie zum Besten der lei-

denden Menschheit könnten verbessert werden; so schmeichele ich mir, daß dieses Buch Euer Herzoglichen Durchlaucht nicht ganz mißfallen wird.

Möge dann diese Arbeit, und ich als der Verfasser Dero Beifalls und Schutzes nicht ganz unwerth gefunden werden!

Möge die Vorsehung über die kostbaren Tage Euer Herzoglichen

Durchlaucht stets wachen, und selbige bis zum spätesten Ziel des menschlichen Alters setzen!

Möge Dero Regierung ferner glorreich, und jede Periode Dero Lebens mit Thaten erfüllt seyn, die in den Jahrbüchern Wirtembergs, und in der Weltgeschichte verewigt zu werden verdienen!

Heil dem Staat, der Sie jetzt als seinen Beherrscher verehret!

Wie groß würde aber das Wohl und Glück dieses Staats nicht seyn, wenn Euer Herzogliche Durchlaucht selbigen schon seit dreissig Jahren beherrscht hätten! Wie glücklich würden nicht erst dann Dero Unterthanen seyn!

Die Vorsicht schenke Ihnen, Grosser Herzog! endlich das gröſte Wohl der Menschen, nemlich ei=

ne stets fortdauernde Gesundheit, und kröne alle Dero Unterneh-mungen mit Glück, Heil und Se-gen. Die Vorsehung wolle auch Dero Herzogliches Haus bis zu den spätesten Zeiten in Glück und Wohl erhalten, und stets segnen.

Ich bitte Euer Herzogliche Durchlaucht unterthänigst, diese meine aufrichtige treue Wünsche,

die ich für Höchst Dero theures Leben und Wohl zum Allvater schicke, gnädigst anzunehmen, und zu glauben, daß ich mit einer ewig-dauernden Ehrfurcht in tiefester Unterthänigkeit ersterbe

Euer Herzoglichen Durchlaucht

Hanau den 21ten
Jenner 1796.

unterthänigster Diener,
Ô Cahill.

Vorrede.

Eine Vorrede zu diesem Werk zu schreiben würde ganz unnöthig seyn, wenn ich nicht einigermassen für nothwendig hielte, die Ursache, warum ich solches das Schwarze=Ungeheuer nenne, hier anzuführen. Das Schwarze=Ungeheuer ist dieses Buch nur für die böse Menschen, denen solches sicher mißfallen wird, genannt. Gute, biedere, rechtschaffene Menschen, die sich in ihrem Gewissen nichts vorzuwerfen haben, folglich denen die grosse Wahrheiten, die ich in selbigem erzähle, nicht angehen, werden dieses Buch gewiß

ganz gern, und vielleicht gar mit Vergnügen lesen.

Es sind Generalia, die ich geschrieben habe, und Generalia kann und darf man ja sagen, ohne daß sie jemand übel nimmt. Sollte aber dennoch eine empfindliche Seele selbige übel aufnehmen, alsdann werde ich ein Werkchen von lauter Spezialia herausgeben, und da ich von sehr vielen Thatsachen ganz unterrichtet bin, so werde ich hernach die Namen von allen denen Thatgeschichtchens beisetzen, und denn möchte der Herr Teufel wohl gar los seyn. Allein da die Welt jetzt sehr im Argen liegt, so braucht sie grosse Verbesserungen. Gleichwie aber dem Kranken, der an einer Lungenentzündung darniederliegt, gleich zu Ader gelassen werden muß; so müssen auch die Verbesserungen mit der

Welt schnell vorgenommen werden, widrigenfalls es leider zu spät seyn könnte. Denn der Egoismus, der unrecht verstandene Freiheitsschwindel, die falsche Aufklärung, und die heilige Bothen-Zahl der französischen Propaganda, arbeiten öffentlich und heimlich gegen die Verbesserung der Welt. Da es aber in selbiger ausserordentlich spucket, so könnten in manchen Landen die Spuckereien eben so gefährlich, wie in Frankreich werden; dahero meine ich, müßten die Verbesserungen überall bald, ohne länger zu warten, vorgenommen werden. Z. B. In manchem Staat Einschränkungen bei Hofe, um den Luxus im ganzen Lande und in allen Ständen gänzlich zu unterdrücken. In einem andern Lande müßte das zu grosse und zu übersetzte Civil-Personale, welches viele Millio-

nen kostet, stark vermindert werden. In vielen Ländern sollte die ausserordentliche Theurung durch sehr scharfe Polizei-Befehle, und wenn diese nicht fruchten, durch militairische Exekution eingestellt und abgeschaft werden. Eine jede Theurung verursacht im Anfang Unzufriedenheit und Murren, und zuletzt Revolution, Hungersnoth und Pest. In der Türkei wird der Becker, der zu kleines und zu theures Brod verkauft, auf der Stelle strangulirt. Warum thut man nicht ein gleiches in andern Staaten? Becker, Fleischer, Bauern und Wucherer, die eine Theurung boshafter Weise unterhalten, und dadurch tausend und tausend Menschen unglücklich machen, ja wohl gar verhungern lassen, verdienen die größte Strafe ohne Gnade und Barmherzigkeit. Die grosse Heere von

Bettelmönchen und Ordensgeistlichen könnten wieder in einem andern Staat aufgehoben werden. Durch solche nützliche Aufhebungen könnte die Welt schon um ein merkliches verbessert werden. Denn diese müssige Aerme würden alsdann dem Kunstfleisse, dem Soldatenstande und dem Ackerbau zurückgegeben. Welcher Nutzen für die Staaten, und welche Spekulation für das Finanzfach?

Alle diese Verbesserungen könnten ganz gut und füglich ohne alle Revolution in allen Ländern, wo sie nöthig sind, vorgenommen werden. Gott gebe aber, daß sie im Ernst bald geschehen. Kluge, weise Regenten und gewissenhafte Minister werden es auch gewiß thun, und auf keine Einwendungen und Vorstellungen, welche diese Verbesserungen verschieben oder gar ver-

hindern könnten, Rücksicht nehmen. Man nehme aber ja keine Veränderungen im Militairstand vor. Hiermit will ich so viel sagen, weil das Militair die eigentliche Stütze der Thronen, Staaten und guten Ordnung ist, so nehme man in selbigem gar keine Abdankungen vor; denn durch diese wird nichts für Regenten und Staaten erspahret, hingegen ist eine jede Truppen-Verminderung für beide eher schädlich als nützlich. Allein da in manchen Truppen die Disziplin ausserordentlich gefallen, so ist es nöthig, daß selbige in allem Ernst wieder hergestellt werde. Mit der Herstellung der Disziplin sollten zugleich die allerschärfesten Befehle wider die Kabalen, die in manchen Truppen unter Generals, Offiziers und ganzen Korps herrschen, gegeben werden, damit diese gänzlich ausge-

rottet werden; denn diese Kabalen sind den Regenten, Staaten, und ihren Armeen höchst schädlich, sie müssen dahero mit der größten Schärfe auf ewig unterdrückt werden. Weise Regenten und gewissenhafte Minister werden gewiß nie das Militair fallen lassen, sie werden vielmehr mit der größten Sorgfalt suchen, dasselbe zu erhalten, zu belohnen, und seinen Unterhalt zu verbessern; dieses leztere sollte hauptsächlich bei der jetzigen ganz unerhörten Theurung, die blos ein Werk von einigen boshaftigen reichen Wucherern ist, geschehen. Man bestrafe exemplarisch diese Bösewichter, und unterdrücke auf der Stelle die gewaltsame Theurung, alsdann werden die treue Unterthanen, unter welchen vorzüglich die Soldaten gehören, geschützt, und die Thronen gesichert seyn.

Uebrigens kann ich versichern, daß ich mein Schwarzes-Ungeheuer nicht nur für eine einzige Gegend und für ein Land, sondern für ganz Europa, folglich für Portugal so gut, als wie für Rußland, geschrieben habe. Eine jede Nation wird in diesem meinem Ungeheuer etwas finden, was ihr behaget, der Himmel segne es nur, und lasse solches fruchten. Meine Absichten sind und bleiben immer gut.

Für die Ehre und Zutrauen, so die Herren Pränumeranten mich gewürdiget, statte ich Ihnen hier öffentlich warmen Dank ab.

Ô Cahill.

Erstes Kapitel.

Von dem herzallerliebsten Luxus.

Der liebe Luxus ist eigentlich der Ursprung des heutigen Verderbens, in welchem der größte Theil der Welt schmachtet. Er ist der wahre und einzige Despot, der alle seine Anhänger, die blind sind, und ihr Unglück nicht einsehen, zu Sklaven fesselt. Er und sein übel erzogenes Weib, die Weichlichkeit mit ihrer Schwester der Wollust, haben schon ganze Staaten, ja ganze unübersehbare Monarchien an Bettelstab gebracht, und ins äusserste Elend gestürzt. Durch die Freiheit des Wuchers, dieses scheusliche Laster, welches man heutiges Tages zu sehr zu beschönigen sucht, wird der Luxus genährt.

Aus klugen, muntern und tapfern Völkern, macht er dumme, träge, weichliche und feige Menschen. Aus begüterten, reichen und wirthschaft-

lichen Einwohnern macht er alberne, tolle Verschwender, die endlich verarmen, und oft ihr Leben mit Verzweiflung enden. Die Laster, die aus dem Luxus entstehen, sind Hochmuth, Verschwendung, Weichlichkeit, allerlei Wollust, Betrug, Irreligion, Verzweiflung, und Selbstmord. Diese seine Laster verderben nicht nur die Sitten, sondern sie erzeugen viele und garstige Krankheiten, und sind die Ursache, daß so viele tausend schwächliche, elende und verkrüppelte Menschen erzeugt und gebohren werden.

Ich will nicht aus der alten Geschichte Staaten anführen, die der Luxus zu Grunde gerichtet hat, sondern ich will nur ein einziges und schreckhaftes Beispiel aus unserm gegenwärtigen Zeitalter berühren. Meine Leser werfen nur ihre Augen auf Frankreich. Der Luxus, dem auf Altären gefröhnt wird, dem der Wahnsinn huldiget, und die Dummheit zu ihrem Abgott macht, der aber, eigentlich zu sagen, der Ruin eines jeden Staates ist, war auch der Würgeengel des stolzen Frankreichs. Millionen Familien wurden durch ihn an den Bettelstab gebracht, und das so mächtige Königreich gerieth durch denselben in die allergrößte Schuldenlast. Dieses Königreich kann zum besten Exempel dienen was der Luxus in einem Lande für einen unheilbaren Schaden anrichten kann, denn dasselbe hat seinen ganzen Sturz der übertriebenen Pracht,

aus welcher nachgehends die andern Laster entsprungen sind, zu verdanken. Die Pracht des vormahligen Hofes zu Versailles, verdunkelte allen asiatischen und europäischen Glanz. Die französischen Höflinge waren das Muster des Luxus von Frankreich und ganz Europa, und Paris, das heutige Sodom, war die Gebährerinn aller tollen und lächerlichen Moden und Verschwendung. Diese garstige Stadt und jezzige Mördergrube, zog, als wie ein rechter Beutelschneider, viele Millionen aus fremde Staaten, und beinahe das ganz bemittelte Frankreich mußte sein Geld in ihren Ringmauern verzehren.

Der Adel aus allen Provinzen, eine grosse Anzahl Geistlicher, Civil- und Militairbeamte, Kaufleute und andere Privatpersohnen, mußten ihr Einkommen und den größten Theil von ihrem Vermögen leider in dem üppigen Paris verschwenden. Hier widmeten sie sich ganz dem lieben Luxus und einer Sardanapalischen Lebensart. Geistliche als Erz- und Bischöfe, und süße Abbees, Minister, Generals, Staabsoffiziers und Hauptleute, Parlaments- und andere Räthe, Fermiers-Generaux, Advokaten, Wechsler, Kaufleute, ja sogar Künstler und oft Bürger, mietheten ganze oder halbe Hotels, schafften sich die kostbarsten Equipagen und Garderoben an, gaben fast täglich die prächtigsten Tafeln, und

groses Spiel, hielten eine Menge Bedienten, und die mehresten dieser Herren unterhielten noch eine Maitresse. Ja sehr viele von ihnen, die verheurathet waren, führten eine doppelte Haushaltung, eine für die Frau, und die andere für die Maitresse, welche leztere so gut, als wie die Frau, ein eigenes Hotel, Garderobe, Equipage, Tafel, und Bedienung haben mußte, und gemeiniglich war die Haushaltung der gnädigen Maitresse, die beinahe einer Hofhaltung glich, prächtiger und geschmackvoller, als wie die von der Frau.

Dieser entsetzliche Luxus und Verschwendung vermehrte natürlicherweise ausserordentlich die Ausgaben. Das Einkommen verblieb hingegen gemeiniglich das nemliche. Nun mußte man auf allerlei Ränke denken, um den Luxus fortzusetzen, Die Unterthanen, wer nemlich welche hatte, wurden mit neuen Abgaben, oder andern gewaltigen Erpressungen gedrückt, oder es wurden Schulden gemacht, die niemals wieder bezahlt wurden, oder die Untergebene wurden in eine Art von Brandschatzung * gesezt. Oder es wurden Güther und Häuser verkauft, oder es wurden Wechsel, Gott weiß, zu wie viel Procente,

* Hiervon könnte ich eine Menge Beispiele anführen; allein ich will nur bei Generalia stehen bleiben.

ausgestellt, und sehr oft mußten manche von diesen Verschwendern ihre Zuflucht zur Industrie und Betrug nehmen, wo sie alsdann mit dem Gefängniß endigten, oder sie entleibten sich aus Verzweifelung. Dieses sind in der That erschreckliche Folgen, die aus dem Luxus entstehen. Diese sind aber nicht die einzigen. Seine traurige Folgen dehnen sich noch weiter aus. Denn die Lebensart, die, der Luxus hervorbringt, ist ganz wider den Lauf der Natur, weil sie wegen den beständigen Schwelgereien aus Tag Nacht, und aus Nacht Tag macht. Diese Art zu leben bringt Weichlichkeit und erzwungene übertriebene Wollust hervor, und aus diesen entspringen Irreligion, denn um so wollüstig leben zu können, darf man keine Religion haben, auch entstehen schwache kränkliche, entnervete Körper, und grose Erbkrankheiten, die oft von dem Grosvater bis zum Enkel übergehen, und auf immer, oder zum wenigsten auf eine lange Zeit in einer Familie verbleiben. Der Luxus der Grosen, Reichen- und bemittelten Menschen, wird von den übrigen Menschenklassen, als Handwerkern, gewöhnlichen Bürgern, Landleuten und Bedienten nachgeäffet. Denn viele Menschen sind wie Affen, was der eine thut, macht der andre nach. Daher kommt es auch, daß der Maurer-, Schlosser-, Zimmermeister und Perukenmacher oft so gut ihre Kebsweiber, als wie die Edel-

leute, Beamte * und Kaufleute ihre Busenfreundinnen ** haben, und auf ihre Westen und Hosen Gold und Silber tragen, schöne feine Handmanschetten, grose silberne Modeschnallen, seidene Strümpfe, super feine tuchene, plüschene, halb und ganz seidene Kleider, und Kastorhüthe, trotz dem Edelmann, Hofkammerrath und Herrn Amtmann, haben müssen. Dieser ihr Luxus ist nun aber auch die Ursache, warum sie nicht mehr so gut, stark, solide und dauerhaft arbeiten können. Denn ihre Bedürfnisse haben sich ungemein vermehret. Alle Augenblicke braucht die Frau Zimmermeisterin und Frau Mauermeisterinn seidene Kleider, Schuhe und Strümpfe, gestickte Hauben *** und feine Spitzen. Es ist also nicht mehr möglich, daß man die Häuser so schön und dauerhaft bauen kann, als wie die Vorfahren vor hundert Jahren thaten: denn diese lebten einfacher, sie hatten nicht so viele Bedürfnisse, assen nicht so viel Wild, Nieren- und Lungel-Bratel (Braten), tranken nicht so viel

---

* Unter Beamte verstehe ich hier Civil- und Militair-Vorsteher.

** Das Wort Maitresse ist schon ein zu gemeines und in den Ohren zu hart lautendes Wort, Busenfreundinn ist zärtlicher gesagt.

*** Es giebt noch Länder, wo das weibliche Geschlecht reichgestickte goldene Hauben trägt. Eine solche Haube kostet 20. 30. 40. 50. 60. und mehrere Gulden. Silberne Hauben werden sehr selten mehr getragen. Pfui, eine silberne Haube steht keiner Magd mehr gut an.

Wein, folglich arbeiteten sie auch besser und dauerhafter. Bei dem jetzigen Luxus aber muß alles so gearbeitet werden, daß alle Augenblikke etwas auszubessern, oder auszuflicken ist, damit die übertriebene Bedürfnisse bestritten werden können.

Sehr oft macht der Luxus auch untreue Beamte und Diener, die um ihre Pracht, Eitelkeit und Ueppigkeit zu befriedigen, nicht mit ihrem Gehalt auskommen können, die Gelder des Souverains angreifen, oder sein Interesse verrathen und an seinen Nachbarn oder Feinden verkaufen. Gewiß erschreckliche Folgen, die alle leider aus dem übertriebenen Luxus entstehen, die, die Sitten und Religion verderben, und ganze Völker zu Grunde richten, wie Frankreich noch jetzt uns davon das allertraurigste Beispiel giebt. Dieses schöne Königreich hat sich durch den übertriebenen Luxus gänzlich ruinirt; dasselbe ist von seiner Macht so herab gesunken, daß es niemals mehr sein ehemaliges Ansehen und Glanz wieder erhalten kann.

Ludwig XVI. dieser gute König nun, wollte seine Unterthanen wieder glücklich machen, und Frankreich aus seinem Elende reissen. Allein dieses sein Volk, die Franzosen, von denen die Meisten aber schon durch den abscheulichen Luxus alle Sitten, Gewissen und Religion verlohren hatten, wurden wider diesen ihren guten

Monarchen gottlose Rebellen, Mörder und schwarze Ungeheuer. Sie, diese gottlose Menschenbrut, vergassen ihre ihm geschworne Treue, Gehorsam, und ermordeten ihn. Gott gebe, daß der Luxus der noch in manchen Ländern ausserordentlich wüthet, in der ganzen Welt möge endlich ausgerottet werden, widrigenfalls er noch überall sehr groses Unheil anrichten wird. Denn sein entsezliches Uebel hat in allen Ständen gleich wie ein Krebs um sich gefressen, wie ich solches in den übrigen Kapiteln zeigen werde.

Zweites Kapitel.

Von dem Schönen-Geschlecht.

Alle meine Leser wissen wohl, daß wir Männer immer schuldig und verbunden sind, dem Schönen-Geschlecht den Vorzug in allen Stücken zu lassen. Es ist also nicht mehr als wie billig, daß ich dieses auch hier beobachte, und zuerst von demselben rede. Kein Stand kann also dieses um so weniger übel nehmen, als wie das Schöne-Geschlecht in allen Ständen heut zu Tage einen ziemlichen Einfluß hat. Aber meine Damen, Fräuleins, Frauen und Jungfern, ich

bitte recht inständigst, ja nicht übel zu nehmen, was ich sagen werde. Denn alles, was ich hier schreibe, geschiehet nicht, um Ihnen zu beleidigen, sondern ich schreibe zum Nutzen der Welt und Ihnen, wo nicht glücklicher, doch Ihr Leben zum wenigsten angenehmer und süser zu machen. Ich weiß, daß viele tausend Personen von dem Schönen-Geschlechte in so guter Sitte, und so tugendhaft leben, daß sie zum Muster von guter Ordnung der Welt aufgestellt zu werden verdienen. Diese meine Entschuldigungen werden hinreichend seyn, um Ihnen meine eigentliche Absichten zu erkennen zu geben, zu welchen ich noch hinzufüge, daß ich ein eifriger Verehrer des Schönen-Geschlechts, folglich kein Misantrope oder leutscheuer Mensch bin, sondern ich mache nur den Beobachter über den jetzigen wunderlichen Weltlauf. Ich lobe das wenige Gute, was ich finde. Ich tadele das viele Böse, welches ich überall antreffe, und so theile ich unpartheiisch Lob und Tadel dem Publikum mit.

Bei diesen meinen Beobachtungen bemerke ich nun zu meiner größten Verwunderung, daß das Schöne-Geschlecht wegen seiner ausserordentlichen Eitelkeit, Ueppigkeit, Wollust und Verschwendung, mit am allermeisten zu dem heutigen Verderben, und Verfall der Sitten beiträgt. Pfui, werden viele gnädige und gestrenge Schönen sagen, das heißt recht abgeschmackt und

in den Tag hinein plaudern; allein ich sage, es ist doch dem also. Denn die verdammten Toiletten, oder deutsch zu reden, die Puztische, oder ihr weisser, gelber, rother Puder, zwanzigerlei Pomaden, 99 verschiedene Arten wohlriechende Wasser, Kugeln, Kräutern, Schwämme und Säften, Seifen, u. s. w. falsche kleine, grose Locken, Touren, Chignons, Nadeln, Stecknadeln, kleine Haarnadeln, grose Haarnadeln, (diese sind eine Art von kleinen Ofengabeln, einfache und doppelte.) Die allerliebste schwarze, blaue, rothe und weisse Schminke, leztere die weisse, heißt eigentlich mercure précipité, welche nicht nur dem Gesicht, Brust und Hände, sondern auch der Gesundheit und Augen sehr schadet, Krankheiten und so gar den Tod verursachen kann. Ich habe selbst Schönen gekannt, die von dem starken Gebrauch derselben in ihrer besten Jugend plözlich gestorben sind. Und dieses nur den Männern zu gefallen, das heißt doch in der That recht heldenmüthig sterben. Dieses war ein kleiner Seitensprung. Nun will ich mit der Erzählung des Puztisches fortfahren, und noch nennen die Bänder, die Federn, die Spizen, die Hauben, (Kopfzeug) die Hüthe, die Perlen, Granaten, Schmelz, Korallen, Ohrgehänge, goldne und silberne Bestech, (oder Etuis) angefüllt mit allerlei unbedeutenden, doch nothwendigen Kleinig-

keiten. Ringe, zwölfe an jeder Hand, denn es giebt heute zu Tage so viele Schönen, die solche häßliche Hände haben, daß sie selbige aus Schaam blos zu zeigen, mit lauter Ringe bedecken, und verbergen. Ferner gehören zum Putztisch böhmische Steine, Diamanten u. s. w. und die falschen knochen- und elfenbeinerne- Zähne, cul-de Paris, ausgestopfte Rücken, weisse Tücher, und in deren Ermangelung Servietten, um die schon gewelkten Brüste zu wölben, zu erhöhen, oder falsche Brüste zu machen. Manchmal auch ein falsches Glas oder Christal-Auge machen endlich den Beschluß von dem lieben Putztisch.

Dieser kostbare Putztisch, die prächtige und zahlreiche Garderobe, oder deutsch zu sagen, Kleiderkammer von funfzig, hundert, und mehreren Kleidern von Sammet, Seide, Atlas, Mousseline, Gaze, Gold- und Silberstof. Die grose Weiszeugkammer, welche Hemden, Halstücher, Manschetten, Schnupftücher, alles von der feinsten Leinewand, Seide, Spitzen, Gaze, Filet und Marli enthält. Dann die viele Duzzend Strümpfe und Schuhe nicht zu vergessen, welche letztere alle von den reichsten Seiden-, Gold- und Silberstoffen seyn müssen. Was dieses alles kostet, kann den guten Mann, oder Vater, schon zum Narren machen.

Nun aber kommen erst noch die Häuser, Paläste, Lustschlösser, Gärten mit ihren präch-

tigen Meubels. Hier müssen seyn allerlei Tapeten, kleine, grosse und mittel Spiegel. Himmelbetter, Hang-, Kronenbetter, Better zu zwei, zu einer Person, Better ohne Umhänge, Better mit Gardinen, Ruhebetter. Dann Sofas, Kanapes, Sperstühle, Armstühle, Sessel. Stühle zum ausziehen, (diese sind gar zu bequem und nothwendig) Lehnstühle, Fußstühle, und Stühle ohne Lehne, kostbare Komoden, von welchen jetzt das Stück funfzig, hundert, und mehrere Gulden kosten muß, (dieses ist ein neuer Zweig des Luxus) Schreibtische, Spieltische (jetzt die nothwendigsten) Arbeitstische, (sind nur zum Schein) Lüstre (Kronenleuchter) Wandleuchter, Lampen (sind noch eine neue, aber in der That gute Mode) Mahlereien (viele von diesen müssen auch lackirt seyn) Gemälde, Kupferstiche, Statuen, Porcelain zum nöthigen Gebrauch, aber auch Kindereien von Porcelain, als kleine unbedeutende Figuren, um damit Komoden, Tische und Kamine zu zieren u. s. w. alles dieses muß von der größten Kostbarkeit seyn. Nach diesen kommen ganze Kompagnien von Bedienten in dreifacher Livrei, prächtige geschmackvolle Tafeln, zu welchen Bruder Luxus alle Leckerbissen aus Frankreich, Italien, Ost- und West-Indien herbei schleppet. Zu grossen Gastereien werden sehr oft die Pasteten mit Kuriers viele Stunden weit hergeholt. Der Keller ist auch ein ziem-

licher Artikel der Ausgabe. Denn der Herr vom Hause ist nur ein Geizhals und hat keinen Geschmack, wenn er nicht in seinem Keller alle Gattungen ein- und ausländischer Weine hat.

Endlich macht der Stall den Beschluß, und zu welchem auch die Kutschen gehören. Hier will man haben, bald Rappen, bald Schimmel, bald Füchse, bald Isabellen, bald Apfelschimmel, bald Stachelschimmel, bald Tiger, bald Schwanenhälse, bald Engelländer u. s. w. u. s. w. Die Kutschen müssen in- und auswendig von Gold- Silber- Sammet- und Seiden starren, und mit dem feinsten und kostbarsten Glase, und lakirten Mahlereien ausgezieret seyn. Die Herrschaft braucht eine Menge Kutschen. Denn es werden erfordert, Kutschen à la françoise, Kutschen à l'angloise, Kutschen à la cardinale, à la romaine. Wiener Kutschen, Chaisen, Berlinen, Batard(eine Benennung, die Dummheit oder Unsinn erdacht hat) offene hohe Schauwagen, mit welchen man am ersten den Hals brechen kann, wie solches die Erfahrung schon gezeigt hat. Desobligence oder einsitzige Kutschen für hochmüthige Narren, die allein sitzen wollen, Gesellschaftskutschen, wie die Postwagen, zu zwei, drei, vier, sechs und mehrerern Personen, ohne die beliebte Wurst, Jagdwagen, Phaetons u. s. w. zu gedenken.

Die Zerstreuungen des Schönen-Geschlechts, welche man heut zu Tage Unterhaltungen nennt, sind galante Frühstücke, grose Mittag- und Abendgastereien, Goutés, Nachmittagsleckereien; in manchen Provinzen heissen diese Gausen, Spiel, Spazierfahrten, Schlittenfahrten, Komedien, Opera, Bälle und grose Gesellschaften. Alle diese Artikel oder vermeintliche nothwendige Bedürfnisse von dem Schönen-Geschlecht, sind mehr als hinlänglich, die Männer gänzlich zu ruiniren und an Bettelstab zu bringen. Dieses sind nun die Ursachen von den heutigen vielen Schulden, von der grosen Armuth und Elend, aus welchen gar oft die Verzweifflung ensteht. O du blinde armselige Welt!

Dieser ausserordentliche Luxus des schönen Geschlechts ist aber auch schuld, warum heut zu Tage so viele Prinzessinnen, Gräfinnen, Fräuleins, Mamsels, Jungfern und Mädgens keine Männer bekommen, und von welchen manche voller Gram und Verzweiflung ledig weg sterben müssen. Denn der vernünftige Mann, der keinen Betrüger machen will, sondern ohne Schulden und Niederträchtigkeit als ein ehrlicher Mann zu leben und zu sterben wünschet, berechnet zuvor alle die tolle Verschwendungen, welche die Schönen zu einer Ehe begehren. Und was thut derselbe alsdann? Er thut Verzicht auf eine Frau, läßt den Gedanken, sich zu verheurathen, fahren,

und bleibt ledig; und wann er recht viel Vernunft hat, so entsagt er auch der Maitresse oder Busenfreundinn; denn diese kosten und ruiniren die Männer noch weit mehr, als wie die Frau. Ei der verdammte Mann, wie er so garstig plaudert! Geduld meine verehrungswürdige Schönen, ich habe Ihnen noch mehr zu sagen. Ich weiß gar gut, daß viele Familien und Häuser in allen Staaten, die eben benannten Artikel der Verschwendung ausführen können, allein sie sind immer wegen ihrem bösen Beispiel zu tadeln, indem sie andere Häuser, die nicht so vermögend, als wie sie sind, und die ihnen alles, als wie die Affen, nachmachen, dadurch ruiniren und ins Elend stürzen. Böse Beispiele verderben immer die guten Sitten.

Der Luxus verdirbt bei dem Schönen-Geschlecht ungemein die guten Sitten. Denn die Damen, Frauenzimmer, Frauen und Mädchen von dem Bürgerstand, und von der gemeinen Klasse Menschen, die nicht reich sind, und doch von der lieben Eitelkeit und Hochmuth beseelet sind, und den Reichen alles nachaffen wollen, die bedienen sich allerlei Kniffe, Ränke und Betrügereien, um ihren unsinnigen Stolz und Begierden zu befriedigen und auszuführen. Hier werden nun Eltern, Männer, Anverwandte und Gouvernantinnen betrogen, man betrügt, begeht kleine Diebereien, und verfällt endlich in

die größte Laster. Es giebt heut zu Tage leider Gottes, Länder, in welchen die Stubenmädchens (nicht Kammerjungfern) und Köchinnen, seidene, nesseltüchene Kleider, reich gestickte Hauben, seidene Schuhe und Strümpfe, silberne Schnallen, ja sogar Uhren, welches ich mit meinen Augen gesehen habe, tragen. Sehr oft kostet ein solcher Anzug von einem einzigen Stubenmädchen drei auch vierhundert Gulden, und ihr Lohn ist jährlich nur fünfzehn, aufs höchste zwanzig Gulden. Wo nimmt nun eine solche Kreatur ihren Staat her. Muß sie nicht ihre Herrschaft betrügen und bestehlen, oder muß sie nicht durch andere Laster sich ihren übertriebenen Putz zu erwerben suchen? In solchen Oertern, wo die gemeinen Leute einen solchen Staat führen, giebt es viele blinde und zwar hohe und niedere Personen, die eine solche Narrheit, Wohlstand nennen. Vernünftige Leute, die die traurige Folgen von solchen Tollheiten aber besser kennen und einsehen, nennen es ein Elend, und wissen, daß hierdurch eine Stadt, ein Land, ja ein ganzer Staat ins größte Verderben und Unglück gerathen kann und muß. Mit der äussersten Strenge sollten also dergleichen ungereimte Tollheiten verboten werden. Regenten, die auf gute Sitten, gute Ordnung und Ruhe ihrer Staaten wachen, werden gewiß je eher, je lieber, eine Kleiderordnung, die allen übertriebenen Luxus

verbietet, einführen. Durch diese Einführung, machen sie ihre Unterthanen glücklich. Alle Minister, Lieblinge und andere Personen, die aber denen Regenten mit der unbedeutenden Vorstellung, daß Fabricken durch eine solche Kleiderordnung, zu Grunde gehen, abrathen wollen, meinen es entweder nicht aufrichtig mit ihren Herren, oder verstehen die Sache nicht. In einem andern Kapitel werde ich diese Materie mehr zergliedern. Mädchens, oder ledige weibliche Personen, verlassen den Pfad der Keuschheit, und entehren ihre Tugend durch allerlei Laster der Unkeuschheit, verfallen in üble Krankheiten, und sterben oft elendiglich vor der Zeit hinweg; und wie oft wird nicht die unglückliche Frucht der Unzucht von ihnen ermordet, wo sie alsdann durchs Henkersschwerd hingerichtet werden.

Verheurathete Frauen hingegen, machen brav Schulden, fremde Bekanntschaften, suchen Liebhaber, werden ihren Männern untreu, besudeln das Ehebett, bringen fremde Kinder in die Ehe, auch sehr ofte garstige ansteckende Krankheiten, welche Familien auf ganze Generationen siech und ungesund machen. Dieses findet man hauptsächlich in grossen Städten, wo ganze Familien von diesem Uebel angesteckt seyn. Solche untreue Frauen leben ferner mit ihren Männern, denen sie oft nach dem Leben trach-

ten, (auch wirklich manchmal umbringen) in einem ewigen Krieg, Streit und Zank, Solche Ehen, die man nun zu viele tausende in der Welt findet, können wohl mit einer Hölle, die man dem lieben Luxus zu danken hat, verglichen werden.

Der Putztisch, die Tafeln und die Menge Zerstreuungen, oder besser zu sagen, die Menge angenehmer Unterhaltungen, rauben der Frau alle Zeit, die sie auf ihr Hauswesen, Kinderzucht, mütterliche- und Ehepflichten verwenden sollte, und dem lieben Gott täglich nur eine Viertelstunde zu widmen, daran wird gar nicht gedacht, Ja, wie viele tausend Frauen giebt es nicht heut zu Tage in Italien, Spanien und Portugal, und wie viel hunderte in Deutschland, England, Holland und andern Ländern, die nicht einmal eine Suppe zu kochen wissen, denen noch viel weniger bekannt ist, wie das Korn wächset, und das liebe Brod gebacken wird; und die ihre ganze Haushaltung ganz fremden Leuten anvertrauen müssen. Was entstehen nicht hieraus für Unordnungen, Schulden und Elend? Mit ihren eigenen leiblichen Kindern gehen solche Frauen wie mit dem Vieh um. Denn kaum haben Sie eins gebohren, so wird es einer Säugamme und oft auf gerathe wohl übergeben, bei dieser wird es oft zu einem Krüppel. Nach Jahr und Tag, und erst oft nach einigen Jahren, kommt ein solcher armer

Wurm unbekannt zu seinen Eltern zurück. Sie kennen oder mögen es nicht mehr, nun wird das gute Kind dem Gesinde, manchmal einer Kammerfrau, oder einem rauhen unwissenden Hofmeister überlassen. Die Eltern sehen es wenig oder selten, und das gute Kind leidet Mangel, wird vernachlässiget, oft sehr übel erzogen, erkranket, und endiget oft sein Leben auf eine traurige Art.

Aus einer solchen Erziehung nun, entstehen so viele dumme, unwissende, und boßhafte Menschen, von welchen die Welt ziemlich voll ist, und von denen oft viele ihr Leben auf dem Blutgerüste beschliessen, müssen, die in einem solchen Augenblick sehr oft ihre Eltern, denen sie ihre üble Erziehung zu verdanken haben, verfluchen, trostlos und voller Verzweiflung den schimpflichen Tod leiden.

Viele von dem Schönen-Geschlecht, denen Gott eine schöne Gestalt und Schönheit gegeben hat, sind in der That recht zu bedauern, wenn sie mit Schminke und anderen Erfindungen des Luxus ihre Schönheit verderben. Häßliche Gesichter, und übel gewachsene Personen bleiben hingegen mit aller Kunst immer gleich garstig. Möchten doch alle vernünftige Personen von dem Schönen-Geschlecht, diese in der That der Gesundheit und dem Beutel schadende Dinge unterlassen, und in ihrer natürlichen Gestalt

erscheinen. Denn ein jedes Frauenzimmer, die ungeschminkt, sauber, ohne allen übertriebenen Putz und Luxus angezogen ist, wird von jedem vernünftigen Mann mehr Respekt, Hochachtung und Liebe erhalten, als wie eine ganze Gesellschaft Damen, die gleich wie Straussen, Pfauen, Reyern und Widhopfen mit Federn geschmückt sind, und ihre Gesichter gleich wie die Wilden in Amerika bundscheckigt gemalt haben. Sicher werden alle diese von Luxus starrende Damen, und wenn Sie noch so oft aus Eitelkeit in den Spiegel sehen, bei denen vernünftigen Männern weniger geachtet seyn, und ein lediges Frauenzimmer wird selten durch einen solchen Hanswurstaufzug einen Mann finden; es müßte nur ein eitler, dummer, unerfahrner Geck seyn, der sich durch solche falsche Blendungen fangen ließ. Ein vernünftiger Mann aber, lacht in der That über solche eitle, dem Luxus ergebene Frauenzimmer, weil er ihren eigentlichen Werth zu gut kennt, und wird sie dahero so, als wie der Böse, das Kreuz fliehen.

Drittes Kapitel.

Von den Regenten und ein Wort von ihren Lieblingen.

Unsere heutige Regenten sind gerecht, billig und lieben zu Zeiten, daß man ihnen die Wahrheit ungeschminkt vorträgt, wenn es nur in schuldiger Ehrfurcht geschiehet, und dahero wage ich es auch hier, Wahrheiten niederzuschreiben, die ihnen um so mehr angenehm seyn müssen, weil ich lediglich nur zum besten der Religion, Souverainität und Erhaltung der guten Sitten schreibe. Was ich also hier sage, sage ich nicht für die Regenten, die so etwas hassen und verfolgen; auch schreibe ich dieses nicht für den Pöbel, der den Nutzen davon nicht zu fassen vermag, sondern für den einsichtsvollen und weisen Regenten, der auf dem Throne sitzet, oder die Regierung führt, um an Gottes Statt die zeitliche Glückseligkeit seiner Unterthanen zu besorgen.

Wie glücklich ist nicht heut zu Tage Europa, daß es keine Neros, und Ivan Basilowitz mehr unter seinen Regenten zählt. Nach welcher Monarchie und nach welchem Staat man auch die Augen hinwirft, siehet man überall, daß weise und gute Regenten auf dem Thron sitzen,

und die Regierung löblich führen. Ueberall lassen die Regenten ihre Unterthanen vor sich kommen. Ueberall hören sie nicht nur die Klagen von ihren Unterthanen an, sondern sie helfen selbigen auch ab, stillen ihre Noth und verbessern ihr Schicksal. Ja alle heutige Regenten lassen sich als wahre Väter die Verbesserungen ihrer Staaten in allem Ernste angelegen seyn. Sie suchen so viel, wie möglich, das Verdienst zu erheben, den Handel und Wandel blühender zu machen, und die Künste und Wissenschaften empor zu bringen. Nach ihren gegebenen Gesetzen, die nicht mit Blut, sondern mit einer wahren Herzensgüte geschrieben sind, wird die Gerechtigkeit ausgeübet. Nach derselben wird die Tugend belohnt, und das Laster, welches gemeiniglich die menschliche Sicherheit stöhret, bestrafet. Wie oft aber, ja man könnte wohl sagen, gemeiniglich lassen die mehresten heutigen Regenten Gnade vor Gerechtigkeit ergehen, und mildern die verdiente Strafe der Verbrecher. Endlich kann ich wohl mit Wahrheit sagen, daß allen Regenten nur ihr einziger Wunsch ist, alle ihre Unterthanen glücklich zu machen.

Von allen heutigen Europäischen Regenten, könnte ich eine Menge Beispiele hier anführen, wie sehr und eifrig sie das Wohl ihrer Staaten und Unterthanen suchen. Nur einige wenige

will ich aber denen Ungläubigen, die an allem Guten, was Regenten thun, zweifeln, zur Ueberzeugung aufstellen.

Se. Majestät der König von Sardinien, geben beinahe alle Jahre Ihren Unterthanen an ihren Abgaben einen Nachlaß, lassen selbige mit Früchte unentgeldlich, und mit einer königlichen Großmuth versehen, welcher königlichen Gnade vorzüglich die Savoyarden sich rühmen können. Doch hat ein Theil dieser Nation den guten Monarchen mit Undank belohnt, und sich treulos in die Arme der wilden Franzosen geworfen. Der königlich Sardinische Scepter wird so gelind geführt, daß ein jeder Unterthan täglich mit Sr. Majestät dem Könige reden kann. Der Monarch, der selbst regieret, besorgt das Wohl seiner Staaten recht väterlich. Er arbeitet täglich mit ein paar Minister, die ihm alles schriftlich vorlegen und meiden müssen. Er diktirt ihnen selbst seine Entschliesungen, Verordnungen, Befehle und Antworten, die sie nachgehends zu Hause oder in ihren Büreaux ins Reine abschreiben, und ihm wieder bringen müssen. Alsdann überlieset der Monarch diese seine eigene dem Minister in die Feder diktirte und ins Reine geschriebene Aufsätze, und unterschreibt selbige. Auf diese Art arbeitet Victor Amadeus III., alle Auswärtige- Einländische- Justitz- Militair- und Finanz- Geschäfte

selbst, und läßt selbige unter seinen Augen mit der größten Pünktlichkeit ausfertigen. Die Arbeiten des Monarchen nehmen schon des Morgens um acht Uhr ihren Anfang, dauern des Vormittags bis ein Uhr, und werden des Nachmittags von vier Uhr bis acht, und sehr oft bis neun Uhr fortgesetzt. Ja Se. Majestät sind so thätig, daß Sie sogar alle Sonntage mit dem Kanzler, mit den Intendanten der Artillerie, und mit dem Chef des Generals-Auditoriats arbeiten. Nur des Donnerstags Nachmittag ist von der Arbeit ausgesetzt. Allein anstatt der Erholung, wird der Monarch alsdann mit Audiencegeben überlaufen, daß er auch diesen ganzen Tag beschäftiget ist. Des Morgens vor der Arbeit reitet, gehet oder fähret der Monarch ein oder zwei Stunden. Denn im Sommer stehen Se Majestät immer um vier Uhr, und im Winter um fünf Uhr auf. Es ist keine Schmeichelei, sondern reine Wahrheit, wenn ich sage, daß Se. Majestät der König von Sardinien ganz zum Wohl seiner Staaten, folglich blos für seine Unterthanen lebt.

Se. Majestät, der Kaiser, haben mit Ihren Geschwistern Ihr ganzes in vielen Millionen bestehendes Erbtheil, um Ihre Unterthanen Jahre lang von der Kriegssteuer zu verschonen, aufgeopfert, um den rechtmäßigen Krieg, wider die grausamen und wilden Franzosen, mit Nachdruck

zu führen. Müssen die kaiserlichen Unterthanen solches nicht für eine grosse Wohlthat erkennen?

Haben Se. Majestät der König von Preussen nicht in allerhöchst eigener Person, die Armee für das allgemeine Beste kommandirt? Haben Sie nicht alle Kriegsstrapazen mit dem gemeinen Soldaten getheilt? Wie milde, wie großmüthig haben Se Majestät nicht für die Versorgung ihrer alten, verwundeten und zu Krüppel gewordenen Krieger gesorgt? Für diese beinahe noch in allen Staaten verlassene und unglückliche Menschenklasse haben Se. Majestät nicht nur bei einem jeden Regiment eine Invalidenkompagnie gestiftet, sondern über das in Dero Staaten noch zwölf besondere Invalidenkompagnien errichtet.

Haben nicht Se. Majestät der König von Spanien, ohngeachtet Sie aus dem unglücklichen Bourbonischen Hause sind, das Glück und Wohl Ihrer Unterthanen Ihrem eigenen Interesse vorgezogen, und mit den Franzosen Friede gemacht? Gewiß eine grosse Aufopferung! Dieser König hat nicht als Monarch, sondern als wie ein gütiger Vater gegen seine Unterthanen gehandelt.

Se. Herzogliche Durchlaucht, Friedrich Eugen, jetzt regierender Herzog zu Würtenberg, haben seit Ihrer kurzen Regierung ausserordentlich viele weise Verbesserungen in Ihren Landen, blos

zum besten ihrer Unterthanen vorgenommen. Z. B. Damit die Justitz besser, reiner und unparteiischer ausgeübet werde, haben Se. Herzogliche Durchlaucht ein scharfes Verbot wider die nahe und Menge Anverwandschaften bei den Magistratspersonen ergehen lassen, damit ein jeder Bürger nicht wider den ganzen Magistrat zu kämpfen habe, sondern in seiner Klage eher und leichter sein ihm gebührendes Recht erhalte. Wie oft wird in einem Gericht, welches aus Vater, Sohn, Brüder, Schwäger und Vettern besteht, nicht die Gerechtigkeit verkauft, und entheiligt? Wie weise und höchst nothwendig war also nicht diese Verordnung von Sr. Herzoglichen Durchlaucht! Gott segne noch lange unsern guten Herzog! rufen nun auch die treuen Würtenberger laut.

Wie patriotisch haben nicht Se. Hochfürstliche Durchlaucht, der Landgraf von Hessen-Kassel, Ihre und die benachtbarten Staaten in diesem Kriege gegen die grausamen Franzosen vertheidigt? Wie weise und passend war nicht der Friede, welchen Se. Hochfürstliche Durchlaucht zum Heil Ihrer Unterthanen mit Frankreich schlossen! Wie sehr würden nicht Ihre Staaten ohne diesen Frieden beim Uebergang der Franzosen über den Rhein seyn mitgenommen und ruinirt worden? Denn die Feinde zeigten sich überall als Barbaren, und übten

die gröſste Grausamkeit aus. O gute Hessen! vergesset also nie die ausserordentliche Gnade, welche euer Landgraf euch durch diesen Frieden geschenkt hat, zollt Ihm ewige Dankbarkeit! Haben Se. Heiligkeit der Pabst nicht eigene Domainen, um der allgemeinen Noth seiner Unterthanen abzuhelfen, verkauft?

Mit welcher Sorgfalt suchen Se. Herzoglichen Durchlaucht, der Herzog von Sachsen-Weimar, nicht Wissenschaften und Künste in Dero Staaten empor zu bringen? Und mit welcher unterstützenden Groſsmuth und Milde nehmen Sie nicht ohne Ausnahme alle Gelehrten auf, und versorgen selbige. Ihre weise Verordnung wegen dem Begraben der Todten, die erst in die Fäulniſs übergehen müssen, ehe sie unter die Erde kommen, ist eine solche grosse Wohlthat für die Unterthanen, daſs es wohl zur Ehre der Menschheit zu wünschen wäre, wenn diese weise Verordnung überall eingeführt würde. Das Sterben ist süſs für jedermann, allein das lebendig begraben werden, von welchem man so viele traurige Beispiele hat, ist erschrecklich für alle Menschen.

Was hat nicht alles der gute, aber unglückliche Ludwig XVI. zum besten seiner Unterthanen gethan? Hat er nicht ausserordentlich seinen Hofstaat vermindert? Hat er nicht den Frohndienst abgeschafft? Und war er nicht im

Begrif, seine Finanzen zu verbessern, und auf immer seine Monarchie glücklich zu machen? Allein eine Rotte böser Menschen, die mit lauter Ruchlosigkeiten und Bubenstücken umgiengen, und an deren Spitze ein Ungeheuer und lasterhafter königlicher Prinz stand, warffen sich zu Rebellen wider ihn auf, und liessen ihn auf die allerungerechteste Art den Tod auf dem Blutgerüste leiden. O Franzosen! durch diese grausame That habt ihr euch und eure Geschichte bei der Nachwelt auf ewig verunehret.

Wie viele Regenten könnte ich nicht noch nennen, die bei Mißjahren, Feuersbrünsten und andern Unglücksfällen, ihren Unterthanen so väterlich unter die Arme greifen, und ihnen gleich Abgaben nachlassen.

Was würden nicht noch erst viele unserer heutigen Regenten zum besten ihrer Staaten und Unterthanen thun, wenn sie nicht manchmal von einem Minister, oder von einem Lieblinge davon abgehalten würden?

Wie viele unglückliche Menschen machen nicht oft die Lieblinge durch ihre falsche Rapports, und wie viel Unheil stellen sie nicht oft in einem Staat an? O! möchten doch alle Lieblinge der Grossen täglich an die grosse Wahrheit denken, daß der Mensch nie eher recht glücklich seye, als wenn er sich auf seinem Todbette befindet, und da seinen letzten Athemzug ruhig erwartet. Denn

so lange wie derselbe lebt und im Glück ist, weiß er nie, wie er sterben wird. O möchten doch die Lieblinge der Grossen die Geschichte fleissiger lesen. Wie gut könnten sie sich nicht aus selbiger belehren, wenn sie selbst lesen würden, wie viele Lieblinge der Regenten ihr Leben auf dem Blutgerüste oder im Gefängniß geendiget haben. Wie oft könnte mancher Liebling durch Lesung solcher Beispielen seinen unmoralischen Karakter umändern, den Weg der Tugend wandeln, und gegen seinen Mitmenschen Herzensgüte ausüben lernen. O, wie viele dieser Glückskinder der Zeit, oder Lieblinge der Grossen verhindern, daß die Noth der Unglücklichen, der Wittwen, der Waisen, und der Gesuch, die Bitte des rechtschaffenen Mannes nicht zu den Ohren des Regenten kommen. Sie melden selbige nicht an, und unterschlagen auf die niederträchtigste und himmelschreienste Art die Bittschriften der Nothleidenden. Dieses thun diese Unmenschen nur aus der Ursach, weil sie nur für sich und ihre Familien alles vom Regenten erbetteln, und sich allein glücklich wissen wollen. Ihre Nebenmenschen können in Gottesnamen zu Grunde gehen, wenn sie und die Ihrigen nur glücklich sind. Ja viele dieser Lieblingen treiben ihre eigennützige Absichten und Boßheit so weit, daß sie auch gegen dem Auslande niederträchtig handeln. Denn wenn ihre Sou-

verains einem Gelehrten, einem Schriftsteller, oder einem Künstler, für ein erhaltenes Buch, für einen Entwurf, Plan, Gedicht, Instrument oder für ein Kunststück, eine goldene Medaille, Ring, oder eine Uhr, Dose, oder eine Geldsumme zur Belohnung geben wollen.; so sind diese Herren Lieblinge darwider und verhindern solches; dahero kommt es leider nicht nur, daß von manchem Regenten im Auslande schief geurtheilet wird, sondern manche gute Sache, die zu seinem und seines Staats Besten geschehen könnte, bleibt liegen und wird nicht ausgemacht. Wer will aber auch ohne Belohnung arbeiten? Ein jeder Arbeiter, vorzüglich ein Gelehrter, Schriftsteller und Künstler, verdienen belohnt zu werden. Denn in der Geschichte, überhaupt in den Wissenschaften und Künsten, kann noch sehr vieles zum Nutzen der Regenten und Staaten geschrieben, angenommen, vertheidiget, erfunden und ausgearbeitet werden. Allein, Männer, die solche Arbeiten unternehmen müssen bei ihrem Muthe und bei ihrem Unternehmen auch gehörig angefeuert, unterstützet, und belohnet werden. Alle vernünftige Männer wissen sicher, daß kein Regent seine Oekonomie oder Sparsamkeit bis auf ein kleines Präsent ausgedehnet hat. Alle Regenten, die jetzt Europa beherrschen, besitzen in der That großmüthige Herzen. Alle wünschen, nichts

unerhört, und niemanden unbelohnt zu lassen. Nur leider manche Lieblinge handeln so schwarz, und verhindern, ihnen Gutes zu thun. Wie häßlich werden aber auch solche Lieblinge in der Geschichte ihrer Zeit, und bei der zukünftigen Welt geschildert?

Lieblinge der Grossen, die sich hingegen nicht verkennen, die sich ihres ersten Standes, ihrer Herkunft erinnern, und nicht stolz auf ihr Ansehen und ihre Macht sind, werden sichs zu einem Verdienst machen, für einen Nothleidenden, für einen unglücklichen und rechtschaffenen Mann bei ihrem Souverain das Wort zu reden, und für denselben Gnade auszuwirken. Hierdurch ziehen sie alle Herzen an sich. Solche Lieblinge, deren ich viele kenne, werden aber auch von der ganzen Welt geschätzt und geehrt. Solche würdige Männer erhalten sich aber auch bis an ihr Ende in der Gunst ihres Herrn, und Gott segnet sie und die Ihrigen. Sie werden mit ewigem Ruhm als tugendhafte Männer, die viel Gutes gethan und gestiftet haben, in der Geschichte ihrer Zeit und in denen Annalen der Zukunft gedacht. Welcher Unterschied nun unter den bösen und guten Lieblingen? Gleichwie die erstern Verachtung, so verdienen die letztern Hochachtung von der ganzen Welt. Beider ihre Handlungen müssen aber dem Publikum sehr genau und pünktlich mitgetheilet werden, die-

weil ein jeder böser Mensch, folglich auch der böse Liebling, die Geschichte, welche seine Thaten dereinst scharf rügen wird, stets fürchten muß. Genug von den Lieblingen. Ich will wieder zu den Regenten zurück gehen. Diese werden von dem größten Volkshaufen als wie die allerglücklichsten Sterblichen betrachtet, und für Götter der Erden gehalten. Wie sehr irren sich aber doch die mehresten Menschen, die nur bei dem äussern Glanz der Grossen stehen bleiben, die sich nur von ihrer Würde, Macht, Ansehen und von ihrem grossen Gefolge bestrahlen lassen, ohne zu bedenken, daß je höher die Würde ist, je schwerer auch die Bürde seye. Der vernünftige, der gelassene und unpartheiische Mann, betrachtet die Regenten aber aus einem ganz andern Auge. Dieser weiß, daß die Regenten die eigentlichen Väter der Völker sind, und von diesen ihren Kindern tragen sie auch als würdige und zärtliche Väter alle Sorgen, alle Lasten und Bekümmernisse.

In diesem Leben haben gemeiniglich schon die Hausväter von ganz kleinen Haushaltungen mehr Kummer und Sorge, als wie Freude und Zufriedenheit. Wie groß sind nun nicht die Monarchien und Staaten der Regenten! Folglich sind auch ihre Lasten, ihre Sorgen für ihre Völker als ihre Kinder betrachtet, unendlich grösser! Von diesen grossen Staatssorgen und

Lasten, kommt es auch, ohne weit in der Geschichte zurück zu gehen, daß Friedrich der Grosse, Joseph II. Franz II. Christian VII. Gustav III. Pius VI. Georg III. und Ludwig XVI. u. a. m. so viele bittere Stunden hatten. Ueberdas haben noch manche Regenten selten gute Rathgeber, und noch weit seltener gute Freunde, gegen denen sie ihre Herzen recht frei und offenherzig ausschütten können. Welcher vernünftige und unpartheiische Mann wird nun nicht eher die Regenten beklagen, als wie beneiden?

Nur unsere heutige Witzlinge, Vielschwätzer, oder sogenannte neue Weltregierer, die alles besser regieren wollen, leider aber nicht sich selbst vorstehen und regieren können; diese unsere Sprudel- oder Brauseköpfe, die sich nach ihrer Narrheit eine eigene ganz besondere Religion und neue Gesetze träumen, die weder mit dem lieben Gott, noch viel weniger mit der Obrigkeit zufrieden sind, diese Irrwische schreien und klagen über alle Regenten. Alles, was die Regenten thun, ist ihnen nicht recht. Sie hofmeistern alle Handlungen der Grossen. Auf allen Landstraßen, in allen Wirthshäusern, Kaffeehäusern, ja in den geringsten Bierhäusern schelten und schmähen diese böse Menschen über Regenten und Obrigkeiten. Wie viele brave und unschuldige Menschen werden nicht durch diese Volksverführer irre geleitet und verführt? Wie viele

Unordnungen spinnen nicht diese Weltumkehrer in vielen Staaten an? Wie gütig, wie langmüthig, und wie nachsichtig sind hingegen nicht die Regenten mit diesen unruhigen Köpfen, die alle Befehle der Obrigkeit kritisiren, aushöhnen, verächtlich und lächerlich machen! Verdienen solche Schwärmer, solche neue Weltschaffer und Konfusionsräthe nicht recht exemplarisch gestraft zu werden? Die beste und eigentlich angemessenste Strafe für sie wäre unstreitig das Narrenhaus, indem alle diese verkehrte Menschen keine grosse scharfsinnige Geister, sondern blos leichtsinnige Witzlinge sind, die nichts gründlich beurtheilen können, sondern nur bei der Oberfläche der Dinge stehen bleiben, und die Folgen ihrer Träumereien und Tollheiten nicht einsehen können. Denn wenn diese halbgelehrte, diese unbesonnene Brauseköpfe einen gründlichen Verstand und kluge Einsicht besässen, sie würden sich alsdann mit Schaam erinnern, was das unglückliche Frankreich mit seine la Fayette, Bailly, Pethion, Manuel, Orleans, Mirabeau, Marat, Brißot, Fauchet, Hebert, Danton, Chabot, Robespierre, und allen übrigen sogenannten Volksmajestäten gewonnen hat. Gott wolle noch tausend Jahr das übrige Europa vor dergleichen gottlosen Rebellen und Tirannen bewahren!

Viertes Kapitel.

Von dem geistlichen Stande.

Religion und Gerechtigkeit erhalten die Staaten; ohne diese würde nichts, als wie lauter Unordnung in der Welt seyn. Der geistliche Stand ist also einer der allernothwendigsten in der Welt; denn seine eigentliche und Hauptbestimmung ist: die Herzen der Menschen, vorzüglich der Jugend, zu bilden, und welches durch gutes Beispiel, Lehre und Unterricht geschehen soll. Die Eigenschaften und Tugenden der Geistlichen sollen dahero seyn: Vorzüge des Geistes und des Herzens; die Gabe, zu lehren; den Verstand zu überzeugen, und das Herz zu rühren; Eifer zu bessern; Demuth und Menschenliebe im höchsten Grade zu besitzen, und gute Thaten oder besser zu sagen, gu e Handlungen auszuüben. Sein Unterricht besteht in der sogenannten Kinderlehre (oder christlichen Lehre), mit dieser muß er der Jugend wahre Gottesfurcht und ächte Moral einprägen. Seine Predigten müssen den Boshaftigen bessern, und jeden Zuhörer erbauen, und zu einem wahren Christen und guten treuen Staatsbürger machen. Sein Lebenswandel muß rein, in der That tugendhaft, ohne alle Sophisterey und Heuchelei

seyn, und muß der ganzen Welt zu einem nachahmungswürdigen Beispiel dienen.

Obgleich ich nicht die Ehre habe, ein Geistlicher zu seyn, so kenne ich doch diesen Stand so gut, als wie den meinigen; indem ich selbigen überall auf meinen grossen Reisen stets sehr genau beobachtet habe. Denn da ich wissen wollte, ob die Glieder dieses Standes ihrem eigentlichen Beruf folgen, und so leben, wie Gott und die heilige Religion es von ihnen fodert, und wie sie es Gott bei Antrettung ihres Priesterthums angelobet haben, so habe ich diesen Stand nie aus meinen Augen gelassen, und bin auch so glücklich gewesen, und habe selbigen ganz kennen gelernt. Ein jeder meiner Leser, besonders ein jedes geistliches Mitglied, kann von mir ganz überzeugt seyn, daß ich hier die reine Wahrheit ganz unpartheiisch sagen werde. Niemand wird also, hoffe ich, von mir glauben, daß ich aus persönlichem Haß, oder aus Geringschätzung wider die Geistlichkeit rede. Nein, in der That nicht, dieses ist meine Absicht nicht, denn ich schätze diesen Stand, der so viel zur Erhaltung der guten Ordnung in der Welt beiträgt, viel zu hoch, und meine Reden sind fromme Wünsche, und zielen zum Besten der Staaten und zur Ruhe ihrer Souverains ab.

Mit der größten Unpartheilichkeit werde ich also zeigen, wie der geistliche Stand, vorzüglich

in den katholischen Staaten, seyn soll, und wie er aber durch seine Mängel leider jetzt wirklich ist, und dahero Umbildung oder grosse und baldige Verbesserungen braucht. Der geistliche Stand, der eigentlich das mehreste zu den guten Sitten in einem jeden Lande mit beitragen soll, auch wirklich überall die Aufsicht über die Schulen, folglich über die Erziehung der Jugend und deren gute Bildung hat, muß vorzüglich hinlänglich zu leben haben, und geachtet und in Ehren gehalten werden.

Denn ein jeder Geistliche soll in seinem Kirchsprengel die Kranken, Armen, Nothleidenden fleissig besuchen, diesen Trost zusprechen, unter die Arme greifen, und wirkliche Hülfe nach seinem Vermögen leisten, und ertheilen. Er soll die Thränen von den Augen dieser Bedürftigen, dieser Unglücklichen wischen, und ihr Elend lindern. Er soll ferner einen jedem fremden und einheimischen Bettler und reisenden Nothleidenden, (von denen er täglich überlaufen und gestürmt wird) Almosen und eine Reisebeisteuer geben. Wie kann er nun alle diese schöne christliche Handlungen, seinem geistlichen Stande gemäß ausüben, wenn er selbst arm ist, nothleidet, und darben muß? Wie kann er sich mit der Erziehung der Jugend und dem Seelenamt viel beschäftigen, wenn er selbst Nahrung suchen muß, und von Haussorgen geplagt wird?

Ich kenne sehr viele katolische Pfarrer, die nur 260. 270. 280. und dreihundert Gulden jährliches Einkommen haben. Man müßte ein sehr unbilliger harter Mann, oder ein sehr grosser Ignorant seyn, wenn man behaupten wollte, ein Geistlicher, oder besser zu sagen, ein Pfarrer, habe mit zweihundert und sechzig Gulden zu seinem jährlichen Lebensunterhalt genug. Wie kann der Lebenswandel eines so schlechtbesoldeten Pfarrers seiner Gemeinde zu einem tugendhaften, nachahmungswürdigen Muster und Beispiel dienen, wenn er, um nur leben zu können, auf allerlei unerlaubte Mittel und Ränke sinnen, diese ausführen, und hierdurch seine Aufführung beflecken muß?

Die Besoldung eines jeden Geistlichen muß nun nicht nur hinlänglich, sondern auch etwas reichlich und überflüssig seyn, damit er, wenn er seinen eigenen Unterhalt gehörig bestritten hat, folglich nicht mehr von kummerhaften Nahrungssorgen geplagt wird, von dem übrigbleibenden Theil seiner Besoldung alle die erwähnten Bedürftigen nach Zeit und Umständen gehörig unterstützen kann.

Wenn die Geistlichen gut besoldet sind, so gewinnt der Staat ungemein viel. Denn der Geistliche geht alsdann muthvoller den Lasten seines Berufs, die wirklich groß sind, entgegen, und übt alle seine Amtsobliegenheiten besser und

gewissenhafter aus. Er wird die Herzen der Jugend, vorzüglich des gemeinen Mannes, besser bilden; hierdurch erhält nun der Souverain getreue und gehorsame Unterthanen, die von ihren Seelsorgern gut gebildet worden sind, und hinlängliche Kenntnisse von Religion und Moral erhalten haben; folglich sind ihre Sitten gut, sie wissen und kennen die Weltordnung, leisten als tugendhafte Menschen Gott und ihren Landesfürsten wahren Gehorsam, und betragen sich als ruhige, getreue, rechtschaffene Weltbürger. Zu der guten Erhaltung des Staats ist es nothwendig, daß die Geistlichkeit überall in allen Ländern ganz unter dem Souverain und der weltlichen Regierung stehe, und denen vollkommen gehorsame und gehorche. Beide, der Souverain und die Regierung aber, müssen die Geistlichen in allem unterstützen, damit sie auch von jedermann geschätzt, und mit Würde behandelt und begegnet werden. Nie darf die Geistlichkeit eine unumschränkte Gewalt haben, denn sie wird selbige gemeiniglich mißbrauchen. Nie muß sie aber auch klein und mit Verachtung behandelt werden. Denn wenn die Diener der Religion verachtet werden, so fallen Religion und Sitten plötzlich, welche nie so leicht wieder herzustellen sind.

Frankreich kann hier zum Beispiel dienen. Die französischen Rebellen, die ganz Frankreich

umwälzten und in Unordnung brachten, konnten nicht anders zu ihrem Zwecke, sich mit den Güthern der Geistlichkeit zu bereichern, gelangen, als wenn sie diejenigen Mitglieder dieses Standes, die wegen ihrer bekannten Unwürdigkeit und Lasterhaftigkeit eine allgemeine Umwälzung zu wünschen Ursach hatten, für sich zu gewinnen und in ihre Plane mit zu verwickeln suchten. Da diese Rebellen aber wohl einsahen, daß ihre Vorschläge und ihre verführerischen Kunstgriffe von allen gutdenkenden rechtschaffenen Geistlichen, die doch noch einen grossen Theil der französischen Klerisei ausmachten, mit Abscheu würden verworffen werden, so bedienten sie sich eben der Mittel, durch welche es ihnen gelungen war, alle Bande der menschlichen Gesellschaft zu zerreissen. Sie hatten gesehen, daß kein Mittel wirksamer gewesen, und ihnen mehr gefruchtet hatte, als wenn sie dem Untern die Stelle seines Vorgesetzten antrugen, dem Soldaten den Rang des Offiziers, dem Advokaten die Stelle des Richters. Eben dieses Mittel gebrauchten sie daher nun auch, um diejenigen Geistlichen zu verführen, die sie zur Erreichung ihrer Zerstöhrungsplane nöthig hatten. Den Priestern versprachen sie die Bischoffswürde: und da diese Chefs der Rebellen auch nothwendig einige Bischöffe gewinnen mußten, welche ihre eingeschobene Kreaturen, denen die gesetzmässigen

Bischöffe ihre Würde nicht abtretten wollten, einweiheten so schmeichelten sie den Lieblingslastern derjenigen, denen sie Nidertrāchtigkeit genug zutraueten, sich verführen zu lassen. Dem Geizigen, und dem Verschwender boten sie Schätze an, dem Ehrgeizigen machten sie grosse Versprechen, und so benuzten diese Rebellen überhaupt die Schwächen und Fehler aller andern. Der Bischof von Orleans, Namens Jarente de la Brüyere, welcher durch das Spiel, und durch den Aufwand, den seine Maitressen oder Busenfreundinnen ihm verursachten, in Schulden versunken war, verkaufte sich für 300000 Livres, die der lasterhafte Herzog von Orleans hergab. Der Bischof von Autün, welcher aus der guten Familie von Talleyrand-Perigord war, dessen Ehrgeiz unersättlich war, ließ sich durch das Versprechen, daß man seine bisherige Verhältnisse mit der römischen Curie zerreissen, und ihm zum Patriarchen von Frankreich erheben wolle, verführen. Der Kardinal von Lomenie aus dem Hause Brienne, welcher wegen seiner ärgerlichen, schändlichen und liederlichen Lebensart den Kardinals-Huth wieder zurückgeben mußte; auch mußte er die Stadt Nizza, wo er als ein schändlicher Wollüstling zum Aergerniß der ganzen Welt lebte, auf Königl. Sardinischen Befehl verlassen. Dieser Exkardinal Lomenie, Erzbischof von Sens, war schon

längst Anhänger des Atheismus, den er sogar nachher öffentlich bekannte. Bey ihm bedurfte es also keiner weitern Verführung mehr. Er nahm um so williger an der Schande seiner beiden Kollegen Antheil, da er einen unauslöschlichen Haß gegen den Königlichen Hof hatte, nachdem er die so schlecht verwaltete Premier-Minister-Stelle hatte niederlegen, und sich entfernen müssen. Da diese drey Prälaten gewonnen waren, so war aller Widerstand des besserdenkenden Theils der Klerisey vergebens. Der ganze Stand, und mit ihm die Religion, wurde aufgehoben und vernichtet, durch diejenigen selbst, die die Diener der Religion waren, denen die Beschützung der Religion oblag. Wäre es der National-Versammlung nicht geglückt, diese drei Bischöffe mit in ihre schändliche Plane zu verwickeln, so würde die Aufhebung des geistlichen Standes und Abschaffung der Religion unmöglich gewesen seyn. Der Tyrann Robespierre, dieses Ungeheuer der Menschheit, der das unglückliche Frankreich mit der größten Tiranney beherrschete, und welchem die christliche Religion zur Ausübung seiner unerhörten Grausamkeiten noch im Wege war, hob gänzlich das Christenthum auf. Der niederträchtige Gobel, (der seinen verdienten Lohn mit der Guillotine erhielt) damaliger Erzbischof von Paris, welchen er mit Geld erkauft hatte, kam mit seiner ganzen

Klerisei in den National-Konvent, und entsagte unter den größten Gottesverleugnungen allen Religionen, und nahm öffentlich das Heidenthum an. Eine der ausschweifensten Komödiantinn wurde als Göttin der Vernunft in ganz Paris herumgetragen, und erhielt eine göttliche Verehrung. So weit war der Verstand der Franzosen gefallen. Diese witzige Nation, die in ihrem Stolz alle Regierungen in Europa umwälzen wollte, erniedrigte sich hiermit bis unter das Vieh. Die Nationalversammlung oder vielmehr der Tirann Robespierre hatten die Geistlichkeit nunmehro nicht nur herunter gesetzt, sondern ganz abgeschaft, und die Religion, den Trost vieler Millionen Menschen, ganz aufgehoben, und mit ihr giengen auch die Sitten verlohren. Welcher vernünftige Mensch möchte sich nun wohl eine Robespierrische Regierung ohne Religion und Sitten wünschen?

Bei der Geistlichkeit kann man wohl viel verbessern, aber man kann und darf sie nicht ganz aufheben und abschaffen. Denn die Religion ist wahrhaft heilig. Ohne Religion kann die Welt nicht bestehen, folglich muß dte Religion von allen Menschen bekannt, und mit reiner Andacht ausgeübt werden, und hierzu werden also Geistliche erfordert, folglich ist der geistliche Stand ein höchst nothwendiger Stand. Das Publicum, vorzüglich der ge-

meine Mann, siehet ungemein auf die Geistlichkeit. Hat diese nun einen guten Lebenswandel, so wird auch die Gemeinde gute Sitten haben, und christlich leben. Denn die Geistlichen sind immer der Spiegel aller weltlichen Menschen. Ist der Hirt gut, o so sind gewiß auch die Schafe gut; und will man den Erzbischof, Bischof und Pfarrer kennen lernen, so gebe man nur auf ihre Staaten, Einwohner und Pfarrkinder Achtung, leben diese exemplarisch und tugendhaft, o so ist ihr Hirt auch gewiß ein frommer Geistlicher und tugendhafter Mann.

Nun will ich das mangelhafte, unnatürliche, widersprechende und allen Staaten schädliche Uebel der Geistlichkeit beschreiben, und ganz deutlich der Welt vor Augen legen. Es ist in der That mehr als wie unbegreiflich, daß die mächtigen Monarchen die grosse Fehler, den Wirrwarr, und die Laster der Geistlichen so lange haben dulden und zusehen können. Um allen meinen Lesern meine Beschreibung recht deutlich zu machen, muß ich schon bis in die Zeiten des Alten Testaments zurückgehen. Mit Christo dem Herrn hörete das alte Testament, nehmlich die jüdische Religion mit allen ihren alten Gebräuchen, auf. Christus führete eine neue bessere Religion, die nach seinem Namen genennet wurde, ein. Er, als das Muster seiner heiligen Religion, lebte arm, schlecht, im größten Elend,

und litt den allerschmerzhaftesten Tod. Er konnte zu seinen Aposteln und Jüngern eben so gut von den damaligen Vornehmen, Aeltesten und Standespersonen wählen, als wie er arme Fischer, Teppichmacher und Zimmerleute wählete. Er wollte aber keine Päbste, Erzbischöffe und Bischöffe, noch vielweniger müssige Domherren von sechszehn, vier und zwanzig, oder gar von zwei und dreißig Ahnen, deren ganzes Verdienst oft mit demjenigen von einem arabischen Pferde, (welches auch seine Ahnen haben muß, in gleiche Klasse gesetzt werden kann. Ja das arabische Pferd verdient sehr oft den Vorzug, weil seine Ahnen lauter schöne und gute Pferde seyn müssen, wo im Gegentheil die Ahnen von manchen Domherren oft lauter Ignoranten und böse Menschen, die dem Staat geschadet haben, sind. O ein vortrefliches Verdienst, um jährlich ein grosses Einkommen und Gehalt zu geniessen! Auch wollte Christus nicht, daß die Geistlichen einen glänzenden Hofstaat, mit Oberhofmeister, Hofmarschall, Kammerherren, Hof-Cammer- und Jagdjunker, Edelknaben, Leibgarden, Maitressen, Hofnarren, allerlei Mundschenken, Jägern, Läufern, Heiducken, Husaren, Kammer-Menschern, Kammerdienerinnen, Beschliesserinnen, Haushälterinnen, einen Stall von Jagdhunden, und einen Marstall voll Engländer und andern schönen Pferden, halten sollten. Christus der

Herr hat kein Bluturtheil nnterschrieben, folglich hat er keine Menschen hängen, köpfen, noch rädern lassen. Er befiehlt nicht, daß die Geistlichkeit mit dem sanften Hirtenstabe auch zugleich das blutige Schwerd der Gerechtichkeit tragen und führen soll. Christus der Herr sagt ferner ganz deutlich: Mein Reich ist nicht von dieser Welt; befiehlt er nun nicht ausdrücklich mit diesen Worten der Geistlichkeit, eben so zu gedenken? An einem andern Ort sagt er: Trachtet nicht nach hohen Dingen. Geht dieser sein göttlicher Befehl nicht auch die Geistlichkeit vorzüglich an? Wie kann denn nun also die Geistlichkeit grosse Reichthümer, weltliche Fürstenthümer, und Herrschaften besitzen? Handelt sie nun nicht ganz sträflich wider diesen seinen heiligen Befehl? Wie kann nun der Pabst, wie können Erzbischöffe und Prälaten als geistliche Personen und Hirten, auch zugleich weltliche Fürsten und Herren machen? Wie können diese, sage ich, Krieg führen, selbst in Krieg gehen und Armeen kommandieren, wie der Pabst Julius II. der Kardinal la Valette, und der Bischof von Münster, Christoph Bernard von Galen, gethan haben? Wie können sie Soldaten halten, und ihren Nebenmenschen das Leben nehmen? Sind nicht alle diese Handlungen von einem Geistlichen höchst verwerflich, und in den Augen Gottes sehr unangenehm? Soll er nicht

nach seinem Beruf geistlich leben, und der Welt mit allen ihren Lüsten entsagen? Man schreiet immer: Die Religion fällt! und dieses hört man vorzüglich von der Geistlichkeit klagen. Wer trägt aber am mehresten zu diesem Verfall der Religion bei, als wie die lieben Geistlichen selbst. Dieses wußte niemand besser, als wie der Pabst Clemens XIII. welcher einmal einen Geistlichen fragte: welches das größte Wunderwerk in der katholischen Kirche seye? Der Geistliche konnte es nicht errathen; endlich sagte der Pabst: das größte Wunder seye, daß die katholische Kirche noch stünde, indem ihre Pfeiler, nehmlich die Erz- und Bischöffe, nicht viel taugten. Pius VI. könnte heut zu Tage noch mehr sagen; denn wie viel ungerathene Söhne hat er nicht. Einer seiner Erstgebohrnen, der mit am allerübelsten gerathen, ist unstreitig Se. Eminenz von R . . . der wegen seinen ausserordentlichen Verschwendungen und sardanapalischen Lebensart eine Menge Kaufleute, Künstler und Handwerker ruinirt hat. Seine Einkünfte beliefen sich jährlich über eine Million, und mit dieser konnte er nicht leben, und auskommen. Grosser Gott! wie viel tausend Menschen müssen sich jährlich mit ein paar hundert Gulden begnügen! Ueberall, bei Prälaturen, Stiftern, Klöstern, Kaufleuten, und andern Privatpersonen borgten Se. Eminenz und nahmen Geld auf.

Sie lebten recht herrlich und in Freuden, und hätten sich weit besser zu einem recht lustigen Weltmann geschickt; denn Sie hielten beständig Maitressen, Geisterbanner, Gaukler, und Goldmacher, welche sehr grosse Summen zogen. Sie hatten eine grosse Dienerschaft, prächtige Equipagen, grosse Marställe, und viele Lieblinge. Se. Eminenz liessen ferner viel bauen, schöne Gärten anlegen, die Schlösser wurden königlich meublirt, und ausser den grossen recht fürstlichen Gastereien, wurden in dem kardinalischen Schloß täglich für jedermann freie Tafel gehalten. Zuletzt stieg der Stolz von Sr. Eminenz so weit, daß Sie, um recht verschwenden zu können, mit aller Gewalt Finanzminister seyn wollten, sich auch respektswidrig gegen die Landesregentinn betrugen. Hier hatten nun Se. Eminenz alle Pflichten eines Unterthans vergessen; denn ein Unterthan, der auf eine solche Art wider den Respekt gegen seine Regentinn handelt, wird mit dem Tod gestraft. Se. Eminenz konnten also recht viel von Glück sagen, daß sie wegen den garstigen, der ganzen Welt bekannten Geschichte mit dem Leben davon kamen. Diese ihre Lebenserrettung hatten Sie dem grossen und feinen Minister Verrgennes zu verdanken.

Ausser diesem Kardinal und den bereits oben angeführten Bischöffen waren noch eine

Menge französische Bischöffe, die ein höchst ärgerliches Leben führeten, die sich nicht nur Maitressen hielten, Kinder zeugten, sondern auch verkleidet die übelberufensten Häuser besuchten, und sich öffentlich in diesen schlechten Oertern, und in allen Gesellschaften ihre schändliche Lebensart berühmten, und mit Vergnügen davon sprachen. Die so genannte Abbees, die Klostergeistliche, und alle Mönchen folgten pünktlich dem schönen Beispiel ihrer Bischöffe. Sie spielten, sie soffen, und hatten ihre Liebeshändel. In vielen Oertern stellten sie die Herren und Ehemänner vor, und von vielen Familien waren sie die Väter von den Kindern. In allen Assembleen waren sie die Gesellschafter, und in den mehresten Häusern waren sie von den Frauen und Töchtern die zärtliche Busenfreunde. Ja sogar beim Spaziergehen und Lustfahrten waren sie gemeiniglich die Begleiter des schönen Geschlechts. Bei den erstern führten sie gemeiniglich 4 bis 6 Frauenzimmer an beiden Armen, wo hingegen der Weltmann sehr froh seyn mußte, wann er nur eine oder zwei Damen am Arm führen konnte.

In denen Lesegesellschaften, aus welchen nachgehends die Klubbs entstanden, waren Geistliche, die die Professores machten, und jedermann Irreligion, Haß und Ungehorsam gegen die Souverains und Obrigkeit beibrach-

ten. Der Luxus verdarb hauptsächtlich diese Geistliche, und die grosse Anzahl dieser schlechtdenkenden Geistlichen, trug sehr viel mit zu der französischen Revolution bei. Dann der Bischof Fauchet, der Bischof von Autün, der Abbee Gregoire, der Exkapuziner Chabot, und der Exfranziskaner Legendre waren mit Hauptbösewichter von der National=Versammlung. Lezterer, der gottlose Legendre, schlug bei dem Bluturtheil des unglüklichen Königs vor: der Monarch sollte in 84 Stücke geviertheilet werden, damit man jedem Departement ein Stück von seinen Theilen zuschicken, und unter den Freiheitsbaum begraben könnte. Kann man wohl ein gottloser Todesurtheil fällen, als wie dieser Exfranziskaner that? Denn wenn die Geistlichkeit nicht so sehr lasterhaft gewesen wäre, (freilich sind hiervon einige ihrer Mitglieder, die exemplarisch lebten, davon ausgeschlossen,) und gleich durch gute Vermahnungen und Predigten das Volk zur Beständigkeit des Gehorsams gegen den König ermahnet hätte, Frankreich würde nimmermehr so weit gefallen seyn. Allein wo die Geistlichen, die stets ein Spiegel des Volks seyn sollen, ausschweifen, wird das Volk lau in der Religion, die Sitten werden verdorben, und der Staat ist allemal seinem Fall sehr nahe. Diese Beispiele, glaube ich, beweisen hinlänglich, wie ausschweifend die französische

Geistlichkeit in den lezten Jahren vor der Revolution gewesen seye. Nun will ich von der katholischen Geistlichkeit aus andern Ländern reden. In Spanien spielt sie überall wegen ihrem abscheulichen Despotismus, welcher von der grausamen Inquisition unterstüzt wird, den Meister. Denn hier müssen oft sogar die Männer ihre Frauen, und die Väter ihre Töchter den Pfaffen überlassen. Die Sittenlosigkeit der Geistlichen in Spanien ist hauptsächlich mit daran Schuld, daß die Freudenmädchen sich den Mannspersonen sogar in den Kirchen während dem heiligen Gottesdienst anbiethen, und oft ihre Schönheiten auf eine sehr geschickte Art zeigen. Heisset dieses nun nicht die Kirche entheiligen, und Gott aufs äusserste beleidigen? In Portugall lebt die Geistlichkeit auf dem nemlichen Fuß, wie in Spanien. In Italien ist sie äusserst liederlich, und in unserm lieben Deutschland treibt die katholische Geistlichkeit, was sie will. In Italien ist nur ein Pabst, in Deutschland giebt es aber mehrere. Unsere hohe Geistlichkeit in Deutschland hat sich in diesem Jahrhundert ganz ausserordentlich ausgezeichnet. Denn nicht genug, daß sie einen königlichen Staat führten, sich Maitressen hielten, und natürliche Kinder zeugten, sondern sie begiengen auch einen der allergrößten Fehler. Nemlich diese Herrn Erzbischöffe stürmten ganz blind-

lings die Hoheit und Souverainität des Pabstes, und indem sie ganz unüberlegt, ohne auf die Folgen, die hieraus entstehen konnten, zu sehen, von keinem Pabste mehr etwas wissen wollten, machten sie sich nicht nur bei der ganzen vernünftigen Welt recht lächerlich, sondern sie erniedrigten sich selbst, und vergaben durch diesen Schritt ihre eigene Macht und Gewalt. Denn sogleich, wie sie nicht mehr gehorchen, und unter dem Pabste stehen wollten, konnten die Bischöffe ihnen auch den Gehorsam aufkündigen, und so hatten die Pfarrer das nemliche Recht, auch den Bischöffen nicht mehr zu gehorsamen. An diese sehr üblen Folgen dachten nun die Herren Erzbischöffe nicht. Wie unüberlegt giengen sie also nicht bei diesem Schritt zu Werke? Wie konnte dieses aber auch anders wohl möglich seyn, indem unter denen vier geistlichen Gesandten oder Deputirten, die dieses grosse Geschäft, der Gewalt und Macht des Pabstes zu entsagen, ausarbeiten, und ausführen sollten, sich zwei solche grosse Ignoranten befanden, die nicht einmal Theologie, (obgleich sie Geistliche wären) noch viel weniger Geschichte hinlänglich kannten und besassen. Ob nun gleich damals viele gelehrte Journalisten und vernünftige Zeitungsschreiber diesen Congres mit vielem Lobe ausposaunt haben, so kann ich doch hier vor der ganzen Welt nicht anders sagen, als daß der-

selbe immer und ewig ein grosser Schandfleck in der Kirchengeschichte bleibt. Sie dachten bei diesem Schritt nicht an die Worte des heiligen Bernardus, der da sagt: der Pabst ist ein grosser Priester, der höchste Priester, der Fürst der Bischöffen, und haben nicht die Vorfahren dieser Herrn Erzbischöffen, und sie selbst, die Macht des Pabstes über sich erkannt? Ich will dieses nicht mit einer Menge Beweise aus der Geschichte darlegen, und zeigen, wie sie nach und nach die Hoheit und Macht des Pabstes eingestanden, und sie ihn wirklich für ihr Oberhaupt angenommen, und ihm ewigen Gehorsam geschworen haben; sondern ich will dieses nur ganz kurz aus dem Katechismus beweisen, und fragen: Ob einer ein Katholik seyn kann, der nicht den Pabst für das Oberhaupt der katholischen Kirche annimmt? Würden sie nun jemals die Weihungen als Priester haben erhalten können, wenn sie dieses nicht geglaubt hätten? Hätten sie nun jemals Bischöffe werden können, wenn sie nicht den Pabst für ihren Oberhirten erkannt hätten? Und würde sie wohl der Pabst als Bischöffe bestätiget und ihnen das Pallium zugeschickt haben, wenn sie ihm nicht den Gehorsam zugesichert hätten? Diese meine wenige hier angeführten Beweise zeigen zur Genüge, daß der Pabst von allen katholischen Bischöffen und Erzbischöffen, als Oberhaupt erkannt und angenommen worden ist.

Nun will ich aber noch zeigen, daß kein Erzbischof sich anders der Gewalt und Gehorsam des Pabstes entledigen kann, als wenn er Inful und Staab ablegt, und die Protestantische Religion annimmt. Dieses ist die einzige und rechtmässige Art, nach welcher der Erzbischof sich von dem Gehorsam des Pabstes losmachen kann, so lange als er sich aber zur katholischen Religion bekennt und Erzbischof ist, so lange muß er auch die Befehle des Pabstes befolgen, und denselben eben so pünktlich, als wie der Rath dem Präsidenten, gehorchen. Die Erz- und Bischöffe sind Nachfolger der Apostel; ihnen hat Christus seine Heerde zu weiden übergeben; sie aber gut zu weiden und nicht so schlecht, als wie es leider Gottes jezt geschiehet, und wie ich solches nachgehends zeigen werde. Die Bischöffe sind es, die, wie Paulus sagt, der heilige Geist gesezt hat, ja in den ersten Zeiten des Christenthums; jezt aber werden die meisten mit Geld, durch Intriguen, durch Empfehlungen, ja auch mit List der Damen erwählet. Noch jezt lebt und regiert ein Bischof, der durch die List einer Frau (seiner Busenfreundinn) zu dieser Würde gelangt ist, und der in der That ein lauer Geistlicher und ein sehr harter Mann ist. Das ganze Land war über seine Wahl auch so unzufrieden, daß, als ihn die Geistlichkeit nach der Erwählung aus der Domkirche zum

bischöflichen Pallast, als seiner künftigen Residenz, begleitete, alle Einwohner bei Erblickung, daß die Wahl ihn getroffen habe, laut schrien, und weinten. Die Einwohner hatten aber auch recht, denn sein Gesicht, vorzüglich seine Augen, zeigen schon ganz die Härte seines Herzens; und es wäre sehr zum Heil dieser Unterthanen (welche ihm alle täglich ganz laut den Tod wünschen) zu wünschen, daß sich auf seinen bischöflichen Stuhl bald ein weltlicher Souverain setzen möchte. Die Bischöffe sollen die Kirche Gottes regieren, und in diesem heiligen Amte liegt der Grund zur ungeheuchelten Verehrung eines Mannes, der im ganzen Umfange des Wortes Bischof ist. Jezt wird aber die Kirche Gottes gemeiniglich durch die Generalvikarien, und sehr oft durch einen Konsistorialrath, Hofkaplan, und geistlichen Sekretair regieret. Denn unsere meiste jezige Bischöffe haben zu wenig, noch vielweniger gründlich die Theologie studirt, daß sie, um aus selbiger einen Satz zu suchen und zu behaupten, gemeiniglich die Encyklopädie (anstatt die heilige Väter und Theologen) auffschlagen und nachsehen. Die liebe Encyklopädie ist doch ein gar zu schönes und höchstwichtiges Buch für manchen Erz- und Bischof. Ach, wie wäre es möglich, daß mancher ohne diese Infel und Stab führen könnte. Wenn der Wandel des Bischofs so tadel-

frei ist, wie der Wandel der Apostel, und sein Eifer für das Seelenheil der ihm anvertrauten Gemeinde so brennend, wie es der Eifer der Apostel und der ersten Bischöffen war, wer wird ihn nicht lieben und ehren? Wer ihm nicht, wenn er im Namen des Herrn kömmt, ein herzliches Hosianna entgegen rufen? Wenn er aber von einem unersättlichen Geiz beseelet wird, da mit Gewalt einerndet, wo er nicht soll, und wo er kein Recht hat; oder wenn er seine Unterthanen drücket, alle Kassen, z. B. Kautions- Brand- Militair- und andre Kassen verprasset, denen Unterthanen die Haut über die Ohren ziehet, und sie auf Kindes Kind in Armuth sezt, und an Bettelstab bringt; oder wenn er les contes de la Fontaine, Artinghello, mit allen ihren schlüpfrigen Stellen, oder die zärtlichen Briefe des jungen Crebillon lieset; oder wenn er den ganzen Tag dem Bachus und der Venus opfert, und von Wein und Liebe berauscht ist; oder wenn er den ganzen Tag spielt, und seine Zeit, gleich wie Nimrod, mit dem Jagen zubringt, und hierdurch sein Gemüth zur Blutdürstigkeit gewöhnt; oder wenn er seine Zeit mit andern unnützen Dingen, und nichtsbedeutenden Tändeleien zubringt, z. B. arme unschuldige Thiere martert, diese zu Tode quälet, oder einen Kammerdiener oder Bedienten zum Zeitvertreib prügelt, wenn die Lust des Schla-

gens Se. Hochfürstliche Gnaden anwandelt, dann hört er auf, Bischof zu seyn, seine Lebensart ist anstössig, giebt seiner Gemeinde ein böses Beispiel, und er zieht sich von jedermann Verachtung zu. So fällt die bischöfliche Würde durch die Bischöffe selbst. Wie viele lebende Beispiele könnte ich hiervon aufweisen!

Was hat der Fürstenmantel neben den Pluvial, was der Fürstenhuth neben der Infel zu thun? Kann eitler Prunk dem Bischoffe mehr Ansehen gewähren, als ihm seine erhabene geistliche Würde schon für sich allein beilegt? Oder soll uns vielleicht unser Oberhirt ehrwürdiger vorkommen, wenn er mit Fiocken zur Kirche fährt? Wohl schwerlich wird man in den Jahrbüchern der Völker irgend eine Religionsparthie antreffen, die aus ihren Oberpriestern so viele goldene Kälber, wie wir, gemacht hätte.

Was braucht der, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, mit weltlichen Titeln zu prangen. Evangelische Demuth, unpharisäische Frömmigkeit, strenge Sitten, Taubeneinfalt, Menschenliebe, rastloser Eifer für die geistliche Wohlfahrt der christlichen Gemeinden, und ein wachsames Auge auf die Unterhirten, als Domherren, Pfarrer nicht irdische Hoheit und übertriebener Stolz, soll den Bischof auszeichnen. Paulus, ein Knecht Jesu, des Messias, von Beruf ein Apostel, zum Dienst des Evange-

liums rc. so fangen sich gemeiniglich die Briefe des Völkerlehrers an. Nun halte man die Titulaturen, wie solche in den Hirtenbriefen und Mandaten unserer heutigen Bischöffen vorkommen, dagegen, welcher schwülstige und hochmühige Styl! welcher Abstand von Peter dem Fischer, von Paul dem Teppichmacher bis zu unsern gefürsteten Arbeitern im Weinberge des Herrn, bis zu unsern geistlichen Exzellenzen, und bis zu den mit Sternen und weltlichen Ordensbändern geschmückten Boten des heiligen Evangeliums! Wie viel Unapostolisches in der Pracht ihrer Palläste, in welchen man Zimmer mit gewürkten, mit gestickten Tappeten, gemalte, und sogar lakirte Zimmer, (ein neuer übertriebener und sehr kostspieliger Luxus) in welchen man die auserlesensten Bildergallerien von allerlei Art findet, ohne einmal die schön gekünstelte Stukaturarbeit, die Statüen, die Menge Vergoldungen, Lüstre, Sophas, Divans, Kanapees, Sessel, Stühle, die vielerlei Arten Spiegel, Wandleuchter, Komoden, Tische und Porzelain zu gedenken! Wie viel Unapostolisches in dem Ueberflusse ihrer Tafeln, wie viel Unapostolisches in ihren Garderoben und in ihrem Anzuge! Die schwarze und die Bischofsfarbe wird nur in den Kirchen, und wenn sie pontifiziren, getragen; ausserdem tragen die Herren Bischöffe grau, blau, roth, gelb, weiß, braun, grün und

buntfarbig, (oft so buntscheckigt, wie ein Harlequin) die Röcke sind nach französischer, englischer, spanischer, pohlnischer, und Gott weiß, nach welcher Mode gemacht; sehr oft tragen diese Herren Husarenaufschläge, und sehr oft sind sie angezogen, wie ein Stutzer. Wenn der Bischof nun so irregulair gekleidet ist, kann man wohl alsdann einem andern Geistlichen übel nehmen, wenn er alle Moden nachmacht? Gewiß nicht. Ich war viele Monate lang in einer Stadt, wo ein Bischof war, der immer, wie ein süsses Herrchen, Kleider von allerlei Farben trug. Die Geistlichen in seinem ganzen Bisthum ahmten ihm auch so getreulich nach, daß keiner schwarz, als wie nur in der Kirche, trug; sie trugen sich völlig weltlich, die Haare kämmeten sie über die Tonsur, oder wußten sie auf eine andre Art zu verbergen, und sehr oft hielte ich einen solchen metamorphosirten Geistlichen für einen Goldschmidt, Bierbrauer, und Schuhknecht. Diese unregelmässige geistliche Kleidertracht nahm also ihren Ursprung von dem Bischof her. Wie viel Uebles entsteht aber auch nicht hieraus! Kann der Priester nicht in einer solchen Kleidung in die allerschlechtesten Häuser und Gesellschaften gehen? Wer kennt ihn? Wer hat die Verantwortung, wenn Scandale entstehen, als der Bischof allein? Wie viel Unapostolisches haben ferner nicht die Bischöffe in

ihrem Aufwand für Equipagen, in der Anzahl ihrer Pferde, Hunde, Kutschen, Hausoffiziere und Bedienten? Wie erblickt man überall den stattlichen Weltmann, den süssen Stutzer, und oft so wenig oder gar nichts von dem nach Seelenheil dürstenden Nachfolger der Apostel? Je reicher ein Bisthum ist, desto eifriger wird um dasselbe geworben, und um so mehr Triebräder der Politik, Kabale, Hofränke, ja Weiberempfehlung und List werden in Bewegung gesetzt. Der Landesherr, die Kommissarien werden mit Vorsprüchen belagert, die Domkapitels mit Geld bestochen, Stimmen erkauft, und nur zu oft ist das Bisthum eine Belohnung, ein Zeichen der Huld, oder eine Erkaufung, und das an einen hochadelichen Ignoranten, der kein Pfarrer, noch vielweniger ein Kaplan gewesen, folglich die Pflichten des einen, noch des andern kennt, und doch soll er Chef seyn. Wo ist der Mann, den man an der Spitze einer Armee stellen, oder dem man die Leitung der politischen Geschäfte anvertrauen würde, bevor er sich die dazu nöthigen Einsichten stufenweise erworben hat? Wie kann es also billig und vor Gott verantwortlich seyn, einen Mann zum obersten Seelenhirten zu ernennen, der nie eine Heerde geweidet, nie im Weinberge des Herrn gearbeitet, nie die Pflichten eines Seelsorgers in der Ausübung kennen gelernt hat? Oder soll

vielleicht das Domherrnleben, dessen Gegenstände im maschinenmässigen Chorsingen, in gewissen Präsenzen und Aufwartungen beim Bischof bestehen, die praktische Schule seyn, wo man sich zum Obervorsteher der Kirche Gottes bildet? Nach den kanonischen Rechten soll der würdigste aus den Domherren zum Bischof erwählet werden; allein dieses wird nicht befolgt, und sehr oft, leider Gottes, wird, wenn nicht der unwürdigste, doch gewiß der unwissenste Domherr, zum Bischof gemacht. Das Hochamt vor der Bischofswahl ist oft nur eine Grimasse, die man dem heiligen Geist macht, indem den Tag vorher die ganze Wahl schon ausgemacht worden ist. Auf die nehmliche Art wird gemeinlich auch der Pabst erwählet. Denn da der heilige Vater allemal eine Kreatur von einem oder dem andern Hof ist, so ist seine Wahl immer ein Werk des Gesandten, dessen Souverain den größten Einfluß im Konklave hat.

Bevor der Heiland den Petrus in sein Amt einsezte, fragte er ihn dreimal: Simon, liebst du mich? und erst auf die dritte Betheurung gab er ihm seine Heerde zu weiden. Ist man heut zu Tage eben so behutsam, wenn man Bischöffe macht? Hat man allein die geistliche Wohlfahrt der Gemeinden vor Augen? Greift man aus Liebe zu den Schäflein, oder der Wolle wegen

nach dem Hirtenstabe? Würden sich so viele hochadeliche Mitwerber zu den Bisthümern drängen, wenn nicht so viele weltliche Vortheile damit verbunden wären? Wo bleibt also der wahre Beruf? Wo soll, wenn nur das Zeitliche gesucht wird, der Eifer zu den apostolischen Arbeiten herkommen? wie kann es anders, als wüst im Weinberge und in der Gemeinde des Herrn aussehen!

Mancher Bischof schmeichelt sich, er habe seinen Pflichten volles Genüge geleistet, wenn er zu gewissen Zeiten die geistlichen Weihen und die Firmung ertheilt, Konsistorium hält, zu einem Hirtenbrief, der meistens die Arbeit eines andern ist, seinen Namen herleiht, das Fleischessen in der Fasten regulirt, und an hohen Festtagen in Pontifikalkleidern zum Altar geht. Ich für mein Theil, halte die fleissige und zweckmässige Besuchung aller Kirchensprengel auf dem Lande für das wichtigste Geschaft eines Bischofs, ein Geschäft, wo er mit jedem Geistlichen strenge Rechnung halten, wo er die Art, wie die Seelsorge ausgeübt wird, mit Adlerblicken und Schlangenklugheit durchschauen, und jeden wahrgenommenen Mißbrauch ohne Nachsicht auf der Stelle vertilgen, wo er den Pfarrern und Kaplänen ihre heiligen Pflichten mit apostolischer Wärme einschärfen, wo er die Religionsbegriffe der Pfarrkinder selbst untersuchen, wo

er die Seelsorger, um ihre Talente kennen zu lernen, in seiner Gegenwart predigen und katechisiren lassen, wo er selbst, wie es vormals die Apostel thaten, den Gemeinden die Pflichten der Religion durch mündliche kurze Ermahnungen väterlich einprägen, wo er, wie Christus der Herr, auch die Kleinen vor sich kommen lassen, und das Katecheten-Amt durch sein Beispiel heiligen, wo er seine Aufmerksamkeit auf den Schulunterricht der Stadt- und Landjugend, als die eigentliche und wahre Grundlage eines jeden Staatsbürgers, wenden soll. Bei dem Schulunterricht muß der Bischof hauptsächlich darauf sehen, daß der Jugend die wahre Begriffe der Religion, die reine Anbetung Gottes, die Unterthänigkeit, die wahre Verehrung, und den vollkommenen Gehorsam gegen den Landesfürsten, der Obrigkeit und den Eltern, ächte Liebe zum Vaterlande, und Einigkeit und Liebe gegen und für alle ihre Nebenmenschen, eingepräget werden. Dieses ist die Hauptpflicht des Bischofs; wird der Schulunterricht auf diese Art nun pünktlich ausgeübt, o so wird es gute Christen, gehorsame Unterthanen, und rechte gute würdige Menschen, von allen Ständen geben, und der Staat wird glüklich seyn. Mit einem Wort, wo der Bischof wie Paulus, allen alles werden, und überschwenglich viel Gutes stiften kann, stiften soll, und doch selten stiftet. Facta müssen hier

reden: wie materiel, wie abergläubisch, wie mißverstanden sind die Religionsbegriffe des Landvolks? Und es sollte nicht die Schuld der Bischöffe seyn, wenn die Seelsorge schlecht besorgt ist? Es sollte nicht wahr seyn, daß die wenigsten Bischöffe thun, was sie thun sollten, da man doch nicht leugnen kann, daß das Landvolk in seiner Religion beinahe ohne Ausnahme schlecht unterrichtet ist? Ich will hier zwischen dem Religionsunterricht des katholischen und protestantischen Landvolks, zwischen ihren und unsern Landpriestern, zwischen den Superintendenten und Bischöffen keine Parallele ziehen; Beispiele sind gehässig, jeder unpartheiischer Beobachter mag sich das weitere selbst sagen. Freilich rührt die Unwissenheit des Landvolks in der Religion zum Theil auch daher, daß viele katholische Ortschaften bisher gar keine Schulen, viele einen Idioten zum Schullehrer hatten, und welcher fähige Mann hätte sich um eine elende Bezahlung, wofür er oft noch hinter den Sessel seines gastierenden Pfarrers mit dem Teller unter dem Arm stehen mußte wegwerfen sollen? Haben die Bischöffe gewußt, wie übel das Schulwesen auf dem Lande beschaffen sey, oder haben sie es nicht gewußt? Ist das lezte, was nutzet ihre Visitation, wenn sie dabei nicht auf das Wesentliche schauen? Warum geben sie nicht eine freiwillige Zulage an manchen darbenden

Schulmeister? Ein paar Gastgebote oder Bälle des Jahres weniger gegeben, ein paar Pferde weniger gehalten, würden die Bestreitung zu diesem gottseligen Beispiele verschaft, würden einen heiligern Geruch um den Bischof verbreitet haben, als wenn er zum Beispiel von seinen geistlichen Einkünften Güter ankauft, um ein weltliches Majorat für seine Familie zu stiften, oder wenn er sein Geld mit unbedeutenden Illuminationen, Bällen, lakirten Zimmern, übertriebenen Meubles, goldenen und brillantenen Kreuzen, Ringen, Dosen, oder mit Geschenken für Damen, z. B. Ohrgehänge, Bracelet, (Armbänder) und andern Kindereien verschwendete. Wie häufig trift man statt des ächten Christenthums nichts als vernunftwidrige Andächteleien an, und woher sollte ein besserer Unterricht kommen, da es in den Köpfen und Herzen mancher Bischöffe und Seelsorger selbst so stockfinster ist? Dieser klägliche Zustand der so theuer erlösten Gemeinden Gottes ist ein unwiderleglicher himmelschreiender Beweis, daß die wenigsten Bischöffe ihrer Schuldigkeit nachkommen; ist ein Beweis, daß die Geistlichen, die sich zur Seelsorge melden, nicht so geprüft werden, wie sie geprüft werden sollten; ist ein Beweis, daß die Bischöffe ihre Kirchspiele meistens nur im Vorbeigehen visitiren, und die wesentlichen Gebrechen entweder gar nicht bemer-

ken, oder mit der unverzeihlichsten Gleichgültigkeit darüber wegsehen; ist ein Beweis, daß sie sich zwar von dem Fett der Heerde nähren, aber für ihre gute Weide nicht sorgen wollen. Gott wird sie dafür richten, wird das geringste Schäflein, das aus ihrer Schuld verlohren geht, von ihnen zurückfordern, wird jede Verunstaltung, Verkleisterung, und Herabwürdigung der einfachsten und reinsten Lehre Jesu auf ihre Seele legen.

Möchte es zur unabweichlichen Regel gemacht werden, daß Niemand mehr zu einem Bisthum gelangen soll, der sich nicht vorher vom Kaplan an durch alle Stufen der Seelsorge vieljährige unverkennbare Verdienste erworben hat. Darf ein Graf, der den Soldatenstand ergreift, sich nicht schämen, bei der Musquette anzufangen, warum sollte ein Graf, der sich der Kirche widmen will, es unter seinem Adel halten, Kaplansdienste zu thun? Sieht er aber dieses Amt für erniedrigend an, fort mit ihm! Wer nicht durch die rechte Thür in den Schaafstall eingehen, sondern anderswo hineinsteigen will, der ist nach dem Zeugniß des Evangeliums ein Dieb, (Johannes am K. 10. v. 1.) Er würde als Oberhirt ein Wolf in Schaafskleidern seyn, fort mit ihm!

Möchte von den Einkünften der Bischöffe alles Ueberflüssige weggeschnitten, und zu einer heilsamern Verwendung bestimmt werden! Man

könnte z. E. die Pfarrer, Kapläne und Schulmeister von diesem Ueberfluß besser besolden, damit diese hinlänglich zu leben hätten, und die schreiende Armuth besser unterstützen könnten. Es giebt sehr viele katholische Pfarrer, die nur dreihundert Gulden jährliche Besoldung, ja es giebt viele, die nur 260 fl. haben. Wie ist es möglich, daß ein Mann damit leben kann? Muß er nicht auf Industrie sinnen, muß er nicht Nebenwege einschlagen, wenn er leben will? Es ist eine evangelische Wahrheit, daß Niemand Gott und dem Mammon zugleich dienen kann. An keiner Klippe scheitern die Pflichten der Bischöffe so häufig, als an dem Ueberflusse, worinnen sie schwimmen. Ihre übermässige Dotirung rührt größtentheils von jenen finstern und dummen Zeiten her, wo man den Himmel zu erkaufen glaubte. Man sage gar nicht, daß ein reichliches Einkommen der hohen bischöflichen Würde angemessen sey. Die heilige Bischöffe der ersten Kirche hatten zu der tiefen Verehrung, in der sie bei allen Gläubigen standen, des schnöden Mammons nicht nöthig. Die geistliche Poligamie ist von weit nachtheiligern Folgen, als die fleischliche. (Unter der geistlichen Poligamie verstehe ich, wenn ein Bischof mehrere Bisthümer besitzt.) Es gehört wahrer apostolischer Eifer, ungetheilte, ununterbrochene Aufsicht, und eine Entäusserung von

allen Zerstreuungen des Weltgetümmels dazu, wenn die bischöfliche Obliegenheiten in ihrer ganzen Ausdehnung gehörig erfüllt werden sollen. Sie fordern in jeder Dioces ihren Mann ganz für sich. Ein Bischof also, der seine Hand aus Habsucht nach mehr Infeln ausstreckt, verdient auch die nicht, die er schon trägt; denn eben dieses Bestreben zeugt gegen ihn, daß er entweder mit den schweren Pflichten eines geistlichen Oberhirten wenig bekannt, oder über die Nichterfüllung derselben unbekümmert ist. Wie kann ein Bischof zwei abgesonderte und oft weit von einandergelegene Gemeinden, z B. die Gemeinden von Trier und Augsburg, zugleich vorstehen, ohne eine derselben, oder beide zu vernachlässigen? Versieht ein andrer nun seine Stelle, z.B. der Weihbischof, so verdient der auch Bischof zu seyn; denn es steht geschrieben: Der Arbeiter ist seines Lohns werth; und wieder steht geschrieben: Du sollst nicht erndten, wo du nicht gesäet hast. Auch das gehört unter die geistlichen Mißbräuche, daß manche Bischöffe ein, zwei, drei und mehrere Kanonikate, Pröbsteien u. s w. besitzen. Gleichwie ich die Besitzung von mehrern Bisthümern eine geistliche Poligamie nenne, so kann man dem Besitz mehrerer Kanonikate neben einem Bisthum nach der Analogie einen geistlichen Konkubinat nennen. Es liegt dabei ein zweifacher Eigennutz zum Grunde: hier die Einkünfte von meh-

reren Präbenden, dort die Aussicht auf ein fetteres Bistum. Wegen diesen Kanonikaten ist er verbunden, sich jährlich auf mehrere Monate von seinem Bisthum zu entfernen. Könnte und würde er das wohl thun, wenn er ein guter Hirt wäre? Wer seine Heerde liebt, weicht nicht von ihr, es seye denn, daß sich irgend ein Schäflein verirret habe; alsdenn verläßt er neun und neunzig, um das hunderste zu suchen. Wie traurig ist es, daß man in dieser Parabel des Heilandes das Bild unserer heutigen Bischöffe so selten erkennt! Wie sehr wäre es zu wünschen, daß sie mehr nach Seelen, als nach Gold und Edelgesteine fischen möchten! Und sollte der Kaiser als Oberhaupt des Reichs und als Beschützer der Kirche nicht verbunden seyn, jeden Weg, der die Bischöffe von ihren heiligen Pflichten ableiten kann, zu verschräncken? Als der Herr Jesus wahrnahm, daß ihn die Juden mit Gewalt zum Könige machen wollten, entwich er ganz allein auf einen Berg. (Joh. 6, 14) Nicht so unsere Bischöffe; denn es giebt würklich regierende mächtige Herren unter ihnen, und zwar zu mächtig regierende geistliche Fürsten. Es ist und bleibt aber immer paradox, mit einer Hand den Hirtenstab, mit der andern das Schwerdt zn halten; bald am Altar des Gottes des Friedens zu stehen, bald der Musterung seiner Kriegesvölker beizuwohnen; jezt

das Volk in der Kirche zu segnen, jezt im Kabinet ein Todesurtheil zu unterschreiben. Kann man wohl von dem Muster, welches Christus den Dienern seines Worts zur Nachahmung hinterlassen hat, weiter abweichen? Läßt sich die weltliche Landeshoheit mit der evangelischen Selbsterniedrigung vereinbaren? Werden die Apostel, wenn sie auf die Erde zurückkämen, in diesen geistlichen Landesfürsten ihre Nachfolger erkennen?

Soll diese unschicksame Verfassung, die sich meistens in den unruhigen Zeiten des Faustrechts und der Unwissenheit, wo die Geistlichen beinahe allein lesen und schreiben konnten, einschlich, nimmermehr abgestellt werden? Wird man nicht endlich darauf denken, die Gewalt des Schwerdts von der Gewalt der Schlüssel abzusondern, und das Schwerdt nur Weltlichen umzugürten? Soll unser Jahrhundert nicht vollenden, was das vorige durch Sekularisiren angefangen hat? Der Westphälische Friede kann hier nicht im Wege stehen; denn er ist nicht älter und heiliger, als das Evangelium, und als das vernunftmässige Verhältniß der Stände untereinander. Es würde jetzt keine grosse Schwierigkeiten haben; denn es sind Ursachen genug vorhanden, die jetzt lebenden geistlichen Fürsten von ihren irrdischen Thronen herabsteigen zu machen. Liegen nicht viele der

geistlichen Staaten auf den Grenzen von Deutschland? Sind diese nicht immer am ersten der Gefahr des Angriffs von den Franzosen, als den Erbfeinden des Deutschen Reichs, ausgesezt? Unterhalten diese geistliche Fürsten die hinlänglichen Truppen, um diese ihre Grenzstaaten gegen den ersten Anfall dieses heftigen Feindes zu beschützen? Sind ihre Grenzfestungen immer mit allem, was zur Vertheidigung gehöret, versehen? Z. B. war Mainz im Jahr 1792 mit der gehörigen Anzahl Truppen, um diese Grenzfestung gegen den Erbfeinde zu vertheidigen, versehen? Blieben die Wälle von Mainz nicht von Kanonen unbesetzt? In was bestanden denn die nöthigen Vertheidigungsanstalten dieses Grenzplatzes in diesem gefährlichen Augenblick, als die französischen Horden in Deutschland einfielen, und diese Festung gleich durch Verrätherei ohne allen Widerstand einnahmen? Wer hatte die viele Abendtheurer von Menschen, die schon lange die französische gefährliche Grundsätze lehreten, und beim Feinde die Verräther machten, nach Mainz gezogen und ihnen Brod gegeben? Wer hatte denn diese scheußliche Verräther des deutschen Vaterlandes genähret und geduldet? Ich lasse auf diese meine Fragen alle meine Leser antworten, und sage, daß es in der That nicht recht ist, daß man die geistlichen Fürsten an die Spitze des Feindes, folglich der

größten Gefahr aussetzt. Sie, die den friedlichen und sanften Hirtenstab führen, und selbigen gleich wie Christus, mit Sanftmuth führen sollen, können und dürfen keine Festung vertheidigen. Es ist wider ihren geistlichen Stand und Würde, eine Kanone loszubrennen. Sie, als Friedensfürsten, sollen nichts mit dem Geräusche der Waffen, und nichts mit dem grausamen Kriege zu thun haben. Es ist also in der That unbillig, daß man diese geistliche Fürsten, die stets den Frieden predigen sollen, so sehr der Gefahr des Krieges aussetzt, man sollte ihnen Staaten tief in dem Innern Deutschlands, die weit von dem Kanonenschuß entfernt sind, geben; oder man sollte sie von der harten Bürde des weltlichen Schwerdtes gänzlich befreien, und sie gleich den Spanischen und Italiänischen Erz- und Bischöffen mit hinlänglichen und guten Einkünften, setzen. Die Erzbischöffe von Toledo und Meiland, und die Bischöffe von Mantua und Valladolid, leben in grossen Ehren, und haben ein gutes Auskommen. Ein gleiches könnte man ja in Deutschland thun. Da die deutsche Vorlande in jedem Jahrhundert drei, vier und mehrmal von den unruhigen Franzosen geplündert und verheeret werden, so ist es billig, daß man endlich mit allem Ernst darauf denke, diese deutsche Vorlande noch mehr mit Festungen zu versehen, und daß alle

diese Grenzfestungen stets mit vieler Munition und guten starken Besatzungen versehen werden. Was würden nicht also unsere geistliche Fürsten, wenn sie von den Kriegsplagen entfernt wären, gewinnen? Und was würden sie nicht erst gewinnen, wenn sie aufhören, weltliche Beherrscher zu seyn? Würden sie nicht alsdann besser an ihr, und ihrer anvertrauten Heerden Seelenheil denken und würken können? O welcher Vortheil für einen Mann, der würklich ein ächter Bischof ist!

Man frage über das nur viele geistliche Unterthanen, die so ausserordentlich despotisch behandelt werden, ob sie nicht lieber einen weltlichen Fürsten zu ihrem Regenten haben wollen? Sie werden sicher auf der Stelle ja sagen. Die Ursache davon ist aber auch ganz natürlich; denn die geistlichen Staaten sind keine Erbstaaten, wo die Erbfolge immer bei einer und der nemlichen Familie, welche gemeiniglich für das Staatsinteresse besser sorgt, bleibt. Die geistliche Fürsten haben nie ein grosses Interesse für ihre Staaten. Sie bereichern nur gemeiniglich ihre Familien, hierdurch wird das Land erschöpft, die Unterthanen verarmet, und diese verlieren die Liebe zu ihrem geistlichen Landesvater, und wünschen millionenmal, unter einem weltlichen Souverain zu stehen. Hieraus sieht man, daß die Metamorphosirung der geistlichen Staaten gar nicht schwer seyn würde.

Man könnte ja auch die geistliche Fürsten aussterben lassen, und so, wie ein Erz- oder Bisthum erledigt würde, könnte solches als ein Reichslehn an weltliche Fürsten, die sich ums Vaterland verdient gemacht, oder im Kriege gegen die Franzosen grossen Verlust erlitten hätten, gegeben und abgetretten werden.

Es giebt auch Fälle, wo den Bischöffen ihr Oberhirtenamt abgenommen werden kann. Denn jedes Amt (folglich auch das bischöfliche Amt) ist mit gewissen Pflichten verbunden, deren Nichterfüllung entweder einen Mangel des Willens, oder der Kräfte anzeigt Der Mangel des Willens erkläret seinen Mann von selbsten des Amts unwürdig, besonders nach fruchtlosen Ermahnungen. Die zum Amte erforderlichen moralischen und phisikalischen Kräfte kann man entweder nie gehabt, oder durch lange Dienste stumpf gemacht haben. Im ersten Falle hätte man das Amt einem solchen Manne nicht anvertrauen sollen: da es aber menschlich ist, sich in der Auswahl zu irren, so bleibt nichts anders übrig, als ihn wieder zu entlassen. Im zweiten Falle hat der unter der Last der Jahre und Arbeiten gebeugte Diener eine ehrenvolle Ruhe mit hinlänglichem Auskommen, das Amt aber einen andern Mann nöthig. Denn was von den Aemtern im Allgemeinen wahr ist, muß auch von dem bischöflichen Amte um so mehr gelten, da

die Seelsorge, in Ansehung ihrer auf die Ewigkeit hinaus gehende Folgen, ungleich wichtiger ist, als die Pflichten des Civile- und Militair-Standes. Ob die Bischöffe aber thun, was sie thun sollen, ist aus ihren Früchten zu erkennen. Sind diese nicht gut, so werde der Baum ausgehauen. Es ist besser, daß ein schwacher, nachlässiger, unwissender, fanatischer, heilsamen Anstalten heimlich oder öffentlich entgegenarbeitender Bischof in den quiescenten Stand gesetzt, als daß das allerwichtigste Geschäft, die Seelsorge der Gemeinden Gottes, verwahrloset werde.

Endlich durch die Behauptung, daß die wenigsten Bischöffe ihre Schuldigkeit thun, glaube ich nichts übertrieben zu haben. Wenn bei einer Civilstelle die Geschäfte nicht gehörig verhandelt werden, wenn ein Regiment schlecht exerzirt, so nimmt man, wie billig, den Präsidenten, den Obersten dafür her; denn ihnen liegt es ob, jeden Subalternen zu seiner Pflicht anzuhalten, ihnen allein fällt es zur Last, wenn sie Dummköpfe anstellen oder befördern. So muß es auch den Bischöffen zur Last fallen, wann die Kirchenzucht und der Unterricht der Jugend schlecht bestellt ist.

Nun komme ich auf die Domherren, welche unter allen Geistlichen die unnützlichsten und un-

nöthigsten sind; denn was leisten sie? Ihr Chorgesang ist ein materielles Geschrei, bei dem sie oft nicht mehr denken, als die Glocke, die sie in die Kirche ruft, ein Geschrei, wovon die Schrift sagt: dieses Volk lobt mich mit den Lippen, aber das Herz desselben ist weit von mir. Auch behandeln die meisten ihre Chorpflichten, wie einen Frohndienst, und lassen ihn nicht selten durch Miethlinge verrichten. Mit dem Predigtamte, und mit Auspendung der heiligen Sakramenten geben sie sich nicht ab, dazu dünken sie sich zu vornehm zu seyn, das mag die unterste Priesterklasse thun. Was die Gelehrsamkeit der Domherren anbelangt, so ist selbige auch nicht weit her. Ein gelehrter Dalberg ist sehr rar unter ihnen. Die Lebensart von den meisten ist sehr wenig auferbaulich; fromme Strasoldo und Truchseß, sind sehr selten unter ihnen zu finden, denn die mehresten Herren Domherren sind ausschweifende und recht luckere Herren, deren Leben recht ärgerlich und scandalös ist. Ich habe welche gekannt, die im Ehebruch von den Männern ertappt, und von diesen recht tüchtig durchgeprügelt worden sind. Wo bleibt denn bei einer solchen Aufführung das Gelübde der Keuschheit, welches man nicht Menschen, sondern Gott geschworen hat? Wie viele andere Arten von Abscheulichkeiten habe ich nicht von Domherren aus allen Natio-

nen gesehen, ganze Folianten könnte man davon schreiben.

Bei den meisten Domherren ist die Zeit zwischen der Toilette, dem Chorgesang, den Maitressen, den Mahlzeiten, Besuchen, Spielgesellschaften, Komödien, Jagden und Galanterien getheilt. Viele handeln, gleich Brocandeurs, mit Uhren, Dosen, Ringen, Pferden, u. s. w. Für dieses Pflanzenleben ziehen sie Einkünfte, mit deren kleinsten Theil blosser Müssigang zu theuer bezahlt ist. Manchen Domherren gelingt es, mehrere Kanonikate, und oft so viele zugleich zu besitzen, daß das gewöhnliche Sonnenjahr nicht hinreicht, die in jedem Domstift vorgeschriebene Residenz zu halten. So werden die reichlichen Gaben, welche vormals aus frommer Einfalt auf den Altar des Herrn gelegt wurden, zur geschäftlosen Ueppigkeit adelicher Müssiggänger verschwendet. So wenig als vor Gott das Ansehen der Person gilt, und so wenig als er seinen Geist nach Stammtafeln austheilt, so wenig sollten die geistlichen Würden ein Vorrecht des Adels seyn. Gewohnheit, Verträge, Stiftsbriefe können eine Anmaßung, die eben so sehr gegen das Evangelium, als gegen die natürliche Billigkeit streitet, keineswegs rechtfertigen. Es ist eine auffallende Ungleichheit, daß die reichsten Kircheneinkünfte blos von Hochgeborn- und Hoch-

wohlgebohrnen bequemen Herren verzehrt und verpraßt werden, da indessen mancher Landpfarrer kaum, wie ein Domherren Koch, und Kapläne schlechter, als Lakaien bezahlt werden.

Wie löblich würde es nicht seyn, wenn solche einträgliche Domherren-Stellen an gutgedienten Offiziers, Präsidenten und Räthen zur Belohnung ihrer treuen Dienste gegeben würden. Dieser löbliche Gebrauch ist in den Königlich Preussischen Staaten bei den im vorigen Jahrhundert sekularisirten Erz- und Bisthümern üblich. Hier erhält mancher altgedienter Offizier, dessen Körper mit Ehrenwunden bedeckt ist, zur Belohnung für seine dem Vaterlande geleistete treue Dienste eine gute Domherrnstelle. Dieser löbliche Gebrauch, der nicht genug zu rühmen ist, verdient Nachahmung!

Die Benediktiner- Bernardiner- Norbertiner- und Augustiner-Prälaturen, und die stillen Karthäuserklöster, könnten überall, wenn es keine Reichsprälaturen sind, geduldet werden. Denn wegen ihrem Fleiß im Wein- und Ackerbau, und wegen ihrer weisen und ordentlichen Oekonomie, können sie wohl mit der fleissigen Biene verglichen werden. Sie schaden dem Staat gewiß nichts, sie sind vielmehr für denselben gute häusliche Bürger, und dienen denselben mit ihren Geldern und Ueberfluß, als treue Bürger in der Noth.

Die Reichsprälaturen hingegen, deren Prälaten zum Theil mit Fürsten sind, und die hohe und niedere Gerichtsbarkeit besitzen, die folglich hängen, köpfen und rädern lassen können, und gänzlich von den Fußstapfen Jesu und seiner Aposteln abweichen, sind nicht zu dulden, und sollten aufgehoben werden.

Sind Mönche und Nonnen nützlich und nothwendig, um sich und ihren Mitchristen den Weg zur ewigen Glückseeligkeit zu bahnen? Kann unserm Seelenheile eine Einrichtung zuträglich seyn, die dem Rufe der Natur, und deren erstem Ziel, der Vermehrung nemlich, geradezu entgegen gesetzt ist? Werden die Pflichten der verschiedenen Arten und Stiftungen, so wie diese Pflichten von Rom und dem Stifter bestimmt worden, wirklich erfüllt? oder wird nicht sogar selbst der vermeinte Endzwek dieser Stiftungen verfehlet, und werden dieselbe folglich nicht auch in Rüksicht auf jenes Leben auf alle Weise ganz unnütz und entbehrlich?

Die Bettelmönche, als Kapuziner, Franziskaner, Karmeliter, und Augustiner ohne Stiftungen u. s. w. sind immer dem Staat gleich schädlich; denn wenn die Unterthanen ihre Abgaben dem Landesherrn entrichtet haben, so kommen diese Heere von Mönche, bestellen dem armen Bürger und Landmann einen Gruß von der Mutter Gottes, von dem heiligen Franzis-

ko, von dem heiligen Joseph, oder von dem heiligen Anton zu Padua, und begehren Korn, Wein, Oel, Butter, Brod, Spek, Lichter, Wachs, Eier, und Gott weiß, was noch. Oft theilen diese unverschämte und privilegirte Bettler das lezte Brod, und die lezte Maas Wein mit dem armen Landmann, welcher, ohne auf seine eigene Noth zu sehen, ganz froh ist, daß der heilige Antonius sich seiner noch erinnert, und ihn grüssen läßt. So stark ist der Aberglaube noch!

Dieses Sistem der Bettelmönche mag nun in einer feinern Politik des römischen Hofs, in den falschen Begriffen dummer Andächtler seinen Grund haben; so ist es gleich schädlich, gleich widersprechend den Gesetzen der Natur und dem gesunden Menschenverstande. Wer kann alle die Uebel erzählen, die dem Staate aus der Verfassung dieser Bettelorden entstehen! Dem Akerbau, der Handlung, dem Kunstfleisse, den gemeinnützigern Wissenschaften und dem Soldatenstande, wird jährlich eine Anzahl blühender Jünglinge geraubt; sie werden durch widernatürliche, meist lächerliche Gelübde in ihrer Minderjährigkeit, wo sie die Welt so wenig, als sich selbst kennen, auf ewig gebunden; der starke nervigte Arm, den der Schöpfer dem Staate geschenket hatte, wird zur Unthätigkeit verdammt; der Geist wird theils unterdrückt, theils

aber erhält er im Aufkeimen eine Richtung, wodurch seine Kräfte den unleidlichen Anmassungen Roms, und der Verewigung des damit verbundenen Mönchswesens einzig gewidmet werden. Die Klöster eines Landes, eines Reiches, und sogar der ganzen Christenheit, stehen in einem fürchterlichen Zusammenhang. Nur ein Wort, nur ein Wink von Rom, und alle Mönche arbeiten zweckmässig, alles bewegt sich nach einem Ziel. Die Kanzeln und Beichtstühle geben ihnen den wichtigsten Einfluß auf die Gemüther der Unterthanen; und so vereiteln sie oft, erschwehren wenigstens die heilsamsten Verordnungen des weltlichen Regenten und Gesetzgebers, zumal, wenn es gegen Mißbräuche losgeht, die ihnen oder dem römischen Hof heilig, oder vielmehr nützlich sind.

Man könnte fragen, wie Leute, die aller Arbeit, aller ehrbaren weltlichen Beschäftigungen und Erwerbungsmitteln feierlichst entsagt haben, Nahrung und Unterhalt finden? Allein dieser fehlt ihnen nie. Sie wissen sich ihn reichlich zu verschaffen, und zwar auf Unkosten ihres fleissigen Mitbürgers. Mit unverschämten Ungestümmen bestürmen sie fremde Scheunen, Speicher und Keller, und verschonen sogar nicht die Hütte des armen Tagelöhners. Mit einer Hand nehmen sie Allmosen, und die ihnen anständigen Lebensmittel, mit der andern verbreiten sie Un-

sinn und Aberglauben, und halten sich sofort den Beutel und die Vorrathskammer des guten Landmanns immer offen. Ohne Zweifel giebt es vernünftige Landleute und Bürger, die diesen Unfug erkennen, sie dürfen aber ihre Gesinnungen nicht verrathen, vielweniger sich von dem allgemeinen Beitrage befreien, wenn sie nicht von den herumstreifenden Mönchen als Kezer und Ungeheuer in der ganzen Gegend aufgestellt, und als solche von der dummen Vielheit verabscheuet und verfolgt werden wollen.

Man berechne nun einer Seits die Summe der herrlichsten Naturkräfte, die das Mönchswesen der Arbeit und gemeinnützigen Beschäftigungen entzieht; und anderer Seits den Werth des Unterhalts und der Nahrungsmittel, so die Wespennester auf Unkosten der fleissigen und arbeitsamen Klassen verzehren: so ist der Nationalverlust nur schon zu auffallend. Aber hier hört er nicht auf: der Keim künftiger Generationen, der doch unter der Kutte oft noch zu merklich hervorsticht, wird erstickt, und die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts gewaltsam gehemmt. Die Folgen davon fallen in den katholischen Staaten offenbar in die Augen, vorzüglich in Spanien, welches gar nicht bevölkert ist. Je günstiger sie dem Mönchswesen sind, je mehr sie dem Unkraut Raum verstatten, desto geringer ist bei übrigens gleichen Umstän-

den die nützliche Bevölkerung, und desto weniger können sie den Menschenverlust ersetzen, den jedes Land in einer sichern Folge von Jahren durch Krieg, Auswanderungen, Hungersnoth und andere Plagen und Unglücksfällen mehr oder weniger leidet.

Die Menge Mönchs- und Nonnen-Klöster sind alle überflüssig und recht unnöthig in der Welt. In diesen Klöstern findet man alles und das nemliche, was der Weltmann in der Welt findet; denn man ißt, trinkt, karessirt, spielet, streitet, zanket, ermordet und verfolgt sich so gut daselbst, als wie in einem jeden andern Ort der Welt.

Wozu die Menge Mönche und Nonnen, die alle wider Gottes ausdrücklichen Befehl: Seyd fruchtbar und vermehret euch, leben? Wie viele Mönche, und vorzüglich Nonnen müssen nicht wider ihren Willen und auf den grausamen Befehl ihrer Eltern den Klosterstand ergreifen! Wie wenige haben also den eigentlichen Beruf hierzu! Wie wenige leben also in diesem erzwungenen Stand zufrieden! Wie viele werden dahero nicht tiefsinnig, verrückt, und ganz Narr, daß sie wegen ihrer Tollheit an Ketten gelegt werden müssen! Wie wenige erfüllen das harte Gelübde der Keuschheit! Wie viele Ausschweifungen, wie viele heimliche grosse Sünden werden dahero nicht begangen! Wie unnatürlich ist der

Mönchs- und Nonnenstand! Unnatürlich wider den ausdrücklichen göttlichen Befehl von der Vermehrung des Menschen, und höchst schädlich einem jeden Staat, in Ansehung der Bevölkerung. Wie viele ansehnliche Korpstruppen könnte nicht Spanien allein von seinen Kapuzinern, Franziskanern, Dominikanern, Augustinern, Karmelitern, Bernadinern, Benediktinern u. s. w. halten? Und würde Spanien nicht um ein starkes Drittheil mehr bevölkert seyn, wenn die Klöster gänzlich aufgehoben würden? Wie viele tausend Menschen, vorzüglich Nonnen, würden nicht glücklicher durch diese Aufhebung gemacht werden? Denn was kann wohl unglücklicher in der Welt seyn, als wie eine Klosterfrau, vorzüglich wenn sie zu diesem Stande wider ihren Willen gezwungen worden ist? Und schrecklich würde es seyn, wenn der Spruch Gottes auch über ihr so, als wie über den unfruchtbaren Baum, welchen man abhauen und ins Feuer werfen soll, gemeint wäre und erfüllt würde. Die Aufhebung dieser Klöster, besonders der Nonnenklöster, muß aber auf eine menschliche, und keine barbarische Art geschehen Jener geistliche Fürst ließ mit bewafneten Soldaten in der Mitternacht die armen Nonnen überfallen, und mit Gewalt aus dem Kloster werfen. Die groben Soldaten mißhandelten die armen Nonnen, die ohne alle Hülfe und Schutz in voller Verzweiflung, ohne

zu wissen, wohin sie sich begeben sollten, überall herum irreten. Sehr viele brachten von ihnen voller Furcht und Angst die Nacht auf den Strassen zu. Dieses war wohl eine barbarische Aufhebung, die über alle menschlichen Empfindungen gehet. Man versichere erst einem jeden Klostermitgliede, es seye ein Mönch oder eine Nonne, zuvor einen Lebensunterhalt oder Pension, und alsdann lasse man sie gehen, und hebe das Kloster auf. Denn es ist und bleibt immer barbarisch, jemanden unglücklich zu machen, oder ihn aus seinem Eigenthum, ohne ihm zuvor eine Nahrung zu geben, zustossen. Harte Handlungen benehmen in den Annalen der Zeit allemal den Ruhm eines Regenten. Alles, was der Regent thut, muß er so einrichten, daß er allemal in der Geschichte gut gerichtet werde. Aus allen diesen meinen angeführten Gründen siehet man, wie höchst nöthig es seye, daß die katholische Religion von dem Sauerteige ausgefegt und verbessert werde. Diese Verbesserung muß hauptsächlich mit Aufhebung des Cölibat ihren Anfang nehmen. Um die häufigen und abscheulichen Ausschweifungen der Geistlichkeit wider das sechste Gebot zu benehmen, und zu unterdrücken, würde das einzige und beste Mittel seyn, sie heurathen zu lassen. Manche Fräulein würde alsdann einen Domherrn, und manche Beamten- oder Bur-

gerstochter einen Kanonikus oder Pfarrer heurathen können. Wie viele tausend ledige Frauenzimmer und Nonnen würden nicht hierdurch Männer erhalten, und wie sehr würde nicht hierdurch die Bevölkerung gewinnen? Der Apostel Paulus sagt: Wegen Vermeidung der Unzucht soll ein jeder eine Frau haben. 1 Korinther 7. K. 2. v.; ferner sagt der nemliche Apostel: Daß der Ehestand bei allem ehrwürdig seye. Auch die heiligen Hieronimus, Athanasius und Nicephorus sagten ganz deutlich: Ehelos zu bleiben, hätte eigentlich weder Gott, noch die Kirche jemanden befohlen. Und Augustin, der grosse Kirchenlehrer, drückt sich folgendermassen aus: Die Ehe ist ein kräftiges Mittel für die Schwachen, und eine Wonne für die Menschheit.

Daß die katholische Geistlichkeit vor dem in der Ehe gelebt hat, bezeugen folgende Beispiele, als: Petrus, der Apostelfürst, und die meisten von den Aposteln, Clemens Alexandrinus, des Origenes Lehrmeister, Novacius, ein Priester zu Carthago, Gregor von Nizäa, Tertullian, waren alle verheurathet. Der heilige Eucharius, Bischof von Lion, hat vom Jahr 434 bis 454 zween Söhne in der Ehe gezeuget. Salonius der ältere, Bischof zu Vienna in Frankreich, als dem sein Sohn Ve-

rarius der jüngere seinem seligen Vater im Amte nachfolgte, u. s. w. haben alle im Ehestande gelebet. Pabst Gregorius VII. hat Anno 1074 der Geistlichkeit die Ehe verboten. Gregorius VII. war also, nach den Worten des Apostels Paulus, ein Irrlehrer; denn dieser Apostel sagt im ersten Brief zum Timotheus: Daß es einst Irrlehrer geben wird, die die Ehe verbieten werden. Ueber das hat dieses Verbot lauter unedle Absichten, als z. B. damit die Geistlichen mehr dem römischen Staate, als ihrem Landesfürsten anhiengen, damit sie für die päbstliche Kammer desto leichter Geld zusammen tragen, und endlich, damit sie sich selbst desto leichter bereichern könnten. Lauter Absichten, die der evangelischen Vollkommenheit ganz entgegen sind. Wie lau wird aber das Cölibatgebot befolgt, und wie oft ist es übertreten worden, wie häßlich selbst die Kirchenväter sich in den Kirchenversammlungen ausgezeichnet haben, indem sie sich Buhlerinnen mitschleppten, und den Cölibat verordneten; indem sie sich durch den Cölibat in die abscheulichsten Laster, als Unkeuschheit, Menschenfeindlichkeit, unersättlichen Geiz, Aufgeblasenheit, und in unmässigen Fraß und Füllerei stürzten. Wie schön würde es also nicht seyn, wenn der Ehestand wieder eingeführt, und die Priester in ihren vollkommenen Urstand versezt

würden? Nach Aufhebung des Cölibats müssen alle Orden und Klöster aufgehoben, die weltliche Hoheit und Glanz von der Geistlichkeit abgesondert, und sie auf gleichen Fuß, wie bei den Protestanten, unter dem Souverain und der weltlichen Obrigkeit stehen und gesetzt werden. Sie, die Geistlichkeit, muß ferner gut bezahlt, damit ein jeder Pfarrer seine Frau und seine Kinder ernähren kann, und mit Würde und Achtung von jedermann begegnet werden. Durch diese Verbesserung werden die Diener Gottes eifriger, die Sitten reiner seyn, und die Religion wird besser und heiliger ausgeübet werden. Glücklich werden alsdenn alle Regenten, und glücklich werden alsdann auch alle Unterthanen seyn, indem sie einen bessern Unterricht bekommen.

Fünftes Kapitel.

Kurze Uebersicht von Ludwig XVI. oder Unglücklichen.

Glückliche und unglückliche Regierungen sind sehr oft Folgen von dem Vorgänger des Regenten. Hat ein Regent einen Vorgänger gehabt, der ein Oekonom und guter Haushälter gewesen ist, so ist seine Regierung glücklich;

denn er wird einen gefüllten Schatz und einen in allem wohlversehenen Staat erben. Die Regierung des Regenten ist glücklich, wenn er selbige ohne Schulden antritt. Hingegen wird die Regierung eines Regenten gewiß unglücklich seyn, wenn er auf einen Verschwender folgt; denn von diesem erbt er leere Kassen und brav Schulden. Der unglückliche Ludwig XVI. hatte nun das Unglück, daß die drei lezten seiner Vorgänger, theils schwache Prinzen, theils Verschwender waren. Als, Ludwig XIII., König von Frankreich, ein schwacher Regent, ließ sich übel leiten durch seinen herrschsüchtigen Minister, dem Kardinal Richelieu, welcher den Stolz besaß, Frankreich von aussen furchtbar zu machen, führete die blutigsten Kriege, und legte eigentlich den Grundstein zu der heutigen grausamen Revolution von Frankreich. Sein Sohn Ludwig XIV., einer der stolzesten Monarchen, den je die Welt gezeugt hat, führete aus Eroberungssucht die ungerechtesten Kriege; durch welche er das Blut von Millionen Menschen vergoß; diese Kriege, sein Stolz und übertriebene Verschwendung ruinirten ausserordentlich Frankreich, und verdarben die Sitten von ganz Europa; denn unter diesem König fieng der schädliche Luxus an, welcher sich in allen übrigen Staaten einschlich. Der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, kehrte

gar das Unterste zu oberst, machte einen gott- und sittenlosen Menschen, Dû Bois genannt, zum Minister und Kardinal, und spielte mit Grundsätzen, mit Treue und Glauben, mit Verträgen und Bündnissen just, wie mit dem Vermögen der Unterthanen und den Bankozetteln des Laws. Unter diesem weibischen und weichlichen Regenten stiegen Ueppigkeit und Wollust in Frankreich auf den höchsten Gipfel, und weil der Regent also ein sehr eitler Herr war, der die Pracht aufs äusserste liebte, so ergab sich alles dem Luxus. Dieser Luxus, der eigentliche Verderber guter Sitten, wurde nachgehends unter dem schwachen Ludwig XV., weil Frankreich das Modehaus von allen tollen und lächerlichen Moden geworden war, noch mehr in Europa ausgebreitet. Luxus und übernatürliche Verschwendung, die durch die Maitressen Pompadour und Dû Barri, und einer Menge der blutigsten Kriege gemacht wurden, gaben Frankreich den lezten Stoß, ruinirten dasselbe gänzlich, und versezte es in die größte Schuldenlast. In diesem traurigen Zeitpunkt starb Ludwig XV., und sein Enkel, Ludwig XVI. folgte ihm auf dem Thron. Von diesem Könige kann man wohl sagen, daß er recht zum Unglück gebohren ward, wie ich solches mit wenigen Worten hier berühren werde. Der Eilbote, der seine Geburt dem Könige anzeigen sollte, stürz-

te auf dem Weg und brach den Hals. Dem jungen Prinzen wurde gleich nach seinem Leben und nach seiner Gesundheit getrachtet; leztere litt auch wirklich, und erst viele Jahre nach seiner Vermählung ward ihm selbige wieder hergestellt. In sehr jungen Jahren verlohr er durch einen gewaltsamen Tod Vater und Mutter. Wegen den beständigen Hoflustbarkeiten wurde auch seine Erziehung vernachlässiget. Am Tage seiner Vermählung, wo er recht viel Freude haben sollte, wurden einige hundert Menschen bei den Lustbarkeiten erdrückt und erschlagen, und dieses Unglück versezte den Prinzen und seine Gemahlinn in die größte Traurigkeit. So lange, wie sein Grosvater lebte, mußte er als Dauphin von den beiden Maitressen, der Pompadour, Dü Barri, und ihrem Anhange, sehr viel leiden. Bei seiner Krönung zu Rheims ward der Brodmangel so groß, daß er in eine Art von Hungersnoth ausbrach; es entstand ein Auflauf des Volks, und die Orleanische Parthie hatte ihre Emissaires schon bereit, die beide, den König und die Königinn, ermorden sollten; durch einige Getreue, die der König in seinem Gefolge hatte, wurde das Volk noch besänftigt, und das Unglück vermieden.

In dem Zeitpunkt, da die französischen Finanzen am meisten zerrüttet, das Reich voller

Kabalen, und Intriguen war, und wo die Sittenlosigkeiten der Franzosen auf den höchsten Gipfel gestiegen waren, trat Ludwig XVI. die Regierung an. Alle diese zerrüttete Umstände von Frankreich, und daß er die amerikanische Republik, die Pflanzschule der französischen Rebellen, aus nicht hinlänglich überlegten politischen Ursachen gründen oder stiften half, und sein zu gutes Herz, welches das Blut der Unruhestifter und Rebellen nicht vergiessen wollte, machten, daß er Krone und Leben verlohr. Man entsezte ihn zuerst seiner königlichen Würde, nahm ihm Krone, Scepter, alle königliche Insignien und Ordenszeichen ab. Die Tirannen liessen ihn im Tempel, als seinem Gefängniß, alle mögliche Unbilden und Härte leiden. In der Nationalversammlung wurde er öffentlich verhört, und endlich von diesen Tirannen zum Tode verurtheilet. Diesen schmählichen Todt litt er den 21. Jänner 1793. Man erlaubte ihm nicht, noch einmal seine Gemahlinn und Kinder zu sehen, um diese noch an seine Brust zu drücken, und ihnen das lezte Lebewohl zu sagen. Des Morgens nach 7 Uhr mußte dieser gewesene grosse Monarch mit einem Geistlichen in Wagen steigen, in welchen sich neben ihn drei Offiziers sezten. Diese hatten den Befehl, ihn bei dem geringsten Aufstand, welchen das Volk machen würde, gleich im Wagen zu ermorden.

Alle Strassen waren stark mit Truppen und Kanonen besetzt. Der Zug gieng so langsam, daß der Monarch erst gegen eilf Uhr auf dem Blutgerüste anlangte. Er stand bis in diesem Augenblick in der Meinung, daß er nicht hingerichtet werden würde. Allein als ihn der Henker angrif und ihm schnell die Haare abschnitt, entfärbte er sich, und merkte Unrath. Nun fing er an, eine Rede zu halten: allein das Unthier Santerre, welcher die Exekution kommandirte, ließ die Trommel rühren, der unglückliche Monarch konnte nicht reden, er mußte aufhören, man warf ihn in Eil aufs Brett, und hieb ihm sein Haupt, welches dem Volk gezeiget wurde, ab. Alle Franzosen standen, wie Feigememmen, und keiner rettete den unglücklichen Monarchen! Dieser gute König mußte also die Fehler seiner Vorfahren unschuldig büssen und mit seinem Tode zahlen. Hätte Ludwig XVI. hingegen dem Herzog von Orleans, dem gottlosen Mirabeau, dem unruhigen la Fayette, und dem stolzen Bailly mit einigen andern Unruhstiftern im Monat Julii 1789 die Köpfe abschlagen lassen, so würde er noch leben, auf dem Thron sitzen, und Frankreich gewiß glücklich gemacht haben. Allein Calonne und nach ihm Necker, beides schwache und eigennützige Minister, gaben dem guten Monarchen den unglücklichen Rath, die Notables, die schon

seit 160 Jahren nicht mehr beisammen gewesen waren, zu berufen. Wie konnte nun diese Berufung bei so verdorbenen Menschen und bei so verderblichen Sitten gute Folgen haben? —

Ludwig XVI, wegen seinem guten und vortreflichen Herzen, gewiß der beste König von Frankreich, denn er hat immer und bis auf den lezten Augenblick, allwo er den grausamen und mörderischen Tod litt, sein Volk geliebt. Ihr blutgierige Königsmörder, ihr von Gott und der ganzen Menschheit verworfene Bluthenker, könnt ihr die Liebe eures besten Königs (den ihr aber nicht würdig waret) zu seinen Unterthanen leugnen? Gewiß nicht! ihr müßt euch noch immer mit Scham erinnern, was Ludwig, dieser beste Monarch Frankreichs, für euch that. Hat Ludwig, dieser gute König, nicht von dem ersten Augenblick seiner Regierung an gesucht, sein Volk glücklich zu machen? War seine Wahl von Maurepas, Muy, Turgot, St. Germain, u. a. m. zu Minister, nicht gut? Hat er nicht zum Wohl seiner Unterthanen seinen Hofstaat ausserordentlich vermindert? Hat er nicht, um die zerrütteteten Finanzen auf einen bessern Fuß zu bringen, und sein Volk glücklich zu machen, die Notables zusammen berufen? Franzosen! welcher von euern Königen würde diesen gefährlichen Schritt gewagt haben? Zeigte Ludwig nicht durch die Berufung der Notables ganz die Vor-

trefflichkeit seines Herzens? War seine Antwort nicht groß und heldenmüthig? Als ihn einer seiner Minister erinnerte, daß das königliche Ansehen durch die Berufung der Notables, könnte leiden und Gefahr laufen; und er, dieser gütige Monarch, demselben antwortete: Was thuts, wenn auch meine Macht und Ansehen darunter leidet, wenn nur mein Volk glücklich wird. Wer anders als Ludwig XVI. that es, der die französische Seemacht verbesserte und auf einen so guten Fuß brachte? Hat Ludwig nicht die mächtigen Engelländer gedemüthiget, ihnen Amerika entrissen und aus selbigem eine Republik gestiftet? Hat Ludwig nicht hierdurch dem französischen Scepter ein grösseres Ansehen gegeben? Und was würde er nicht noch Grosses gethan und wie würde er nicht noch ganz Frankreich glücklich gemacht haben, wenn die Notables oder Deputirte nicht durch Faktitions zu Rebellen wider ihn sich aufgeworfen hätten?

Diese schwarze und garstige Höllenbrut, an deren Spitze der Erzbösewicht und Abschaum des menschlichen Geschlechts, Orleans oder unsinnig Egalité genannt, trat, ganz Frankreich, dieses schöne Königreich, an Bettelstab brachte, ins Elend stürzte, und seinen guten König auf dem Blutgerüste höchst ungerecht einen schmählichen Tod sterben ließ. Ja recht ungerecht und tiran-

nisch habt ihr euern guten König hingerichtet. Denn ihr hattet gar kein Gesetz, ihn zu richten. Ihr konnt nicht zugleich Kläger und Richter über ihn seyn; wenn ihr nun einen Funken Ehre gehabt hättet, (denn Gefühl von Gewissen habt ihr Barbaren schon seit langer Zeit nicht mehr,) so würde euere heilige Pflicht gewesen seyn, seine Vertheidiger anzuhören, und würdet des unglücklichen Monarchen gemachte Appellation ans Volk, an die ganze Nation angenommen haben; allein ihr habt euere Ohren gegen diese würdige Männer, gegen eueren unschuldigen König verstopfet. Ihr habt in euch alle menschliche Empfindungen unterdrückt. Ja der Erzbösewicht von euerm löblichen National-Konvent Egalitè, hat so gar fünfzig Mitglieder desselben und Pelletier de St. Fargeau, sein Busenfreund, vierzig von diesen theuern Herren, die für den Tod des Königs stimmen mußten, mit Geld erkauft, und diese neunzig Treulose verurtheilten mit den andern Bösewichtern den guten König. Gleichwie Judas aber werdet auch ihr Gottes Rache gewiß nicht entgehen. Durchblättert, so viel als ihr wollt, die Geschichte, so werdet ihr immer zu euerm Schrekken finden, daß noch beinahe alle Königs- und Fürstenmörder den Zorn Gottes hart empfunden haben, und sehr schwer bestraft worden sind. Gleiches Schicksal haben auch ge-

habt, folgende Königsmörder und Rebellen, als Vergniaud, (dieser war Präsident, als der Monarch zum Tode verurtheilet wurde) Brissot, Gensonne, Düperret, Guadet, Carra, Gardien, Valaze, Düprat, Sillery, Fauchet der gottlose Bischof, Dücos, Boyer-Fonfrede, Lasource, Lesterp-Beauvais, Düchatel, Mainvielle, Lacaze, Lehardy, Boileau, Antipoul, Vigee, Orleans der Chef der Rebellen, Baylly, Manuel, Gorsas, Barnave, Düporte-dü Tertre, Hebert, Ronsin, Momero, Vincent, Dücroquet, Lecoq, Lamür, Bourgeois, Rabaut de St. Etienne, Mazüel, Ancard, Leclerc, Prosly, Desfieux, Anacharchis Cloots der verrückte Baron, Pereira, Armant, Descombes, Dübüisson, Delaunay, Dietrich der Herr Baron und Maire von Straßburg, Chabot der theure Kapuziner, Fabre d'Eglantine, Bazire, Danton der vermeintliche Regent von Frankreich, Lacroix, Camille-Demoulins, Herault-Sechelle, Phelippeaux, Robespierre der ältere, der Vater aller Tyrannen, Robespierre der jüngere, ein Bruder von dem Tyrannen, beide nahe Anverwandten von dem Königsmörder Damiens, Couthon, St. Just, La Valette, Dümas, Fleuriot Maire von Paris, Lambla, Michael, Gros-Jean, und Carrier das Ungeheuer. Alle diese und noch mehrere Bösewichter wurden guillotinirt, und die Rebellen, Pe-

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

thion, Roland, Büzot, und der saubere Rühl ermordeten sich selbst; die Körper von den drei erstern wurden von den Vögeln gefressen. So erhielten diese Bösewichter bereits ihren wohlverdienten Lohn, und die andern, die noch leben, werden auch noch die Strafe des Himmels erhalten, und selbiger gewiß nicht entgehen.

Ihr ehemals feine und höfliche Franzosen, die ihren König vergötterten, jezt aber habt ihr euch weit unter die Menschheit gesetzet, und habt die Bluthenker an euerm Monarchen gemacht, und denselben als wahre schändliche Königsmörder hingerichtet. Hierdurch habt ihr nun die französische Nation in der Geschichte auf ewig bei der Nachwelt entehret, und diese euere Ehrlosigkeit kann durch alle Schätze der Welt nicht mehr gut gemacht werden, sondern sie wird unauslöschlich als der größte Schandfleck auf euch Franzosen und euern Nachkommen ewig und ewig ruhen und verbleiben.

Nun dann ihr noch übrig gebliebene und gut gesinnte Franzosen, obgleich euere Anzahl sehr klein ist. Ihr, die ihr aber dennoch ächte Patrioten seyd, und das Unglück von euerm Vaterlande im Stillen beweint, euch brave Männer rufe ich auf, ermannet euch und rächet den gewaltsamen Tod euers unglücklichen und unschuldigen Königs. Betrachtet das traurige

Bild von Frankreich, öfnet euere Augen recht, sehet in welchem Elende euer gutes Vaterland schwimmt, und wie weit euere tolle Gesezgeber mit ihrem Unsinn gegangen, wie weit sie von der Vernunft bis zur Unvernunft herabgestiegen, und endlich gar in die größte Dummheit gefallen sind! .

Schon sieben Jahre dauert beinahe die Revolution, und bis jetzt haben diese euere Tyrannen noch nicht einmal ein Regierungs-System entworfen; obgleich sie den Zehnten, die Verpachtungen und eine Menge andre Gefälle aufgehoben, die Parlementer abgedankt, den Adel und die Geistlichkeit abgeschaft, deren Güter geplündert und geraubt, alle Ordnungen unterdrückt, die Religion über den Haufen geworfen, und endlich ihren guten König den Kopf abgeschlagen haben, so haben sie, diese Unmenschen, doch bis jetzt noch nichts gethan. Denn aus allen diesen zu heftigen Handlungen ist aus einer Monarchie die allerabscheulichste Anarchie entstanden. Aus Ordnung ist Unordnung, aus Sitten Unsitten, aus Religion Irreligion, aus Christen Ungläubige, ja viele tausende sind gar Gottesleugner geworden. Aus gesitteten Menschen Schwärmer und Unmenschen, und endlich aus königlichen Unterthanen seyd ihr Sclaven einer Rotte Tirannen, die sich Jakobiner nennen, geworden. Denn euer Geld und Gut,

ever Leib, Leben und Tod hängt von diesen Schwärmern, von diesen irrenden Rittern ab. Denn nicht wahr? Kaufmann, Goldschmiedt, Becker, Schuster, Schneider und Bauer müssen ihr Gewerbe, Handwerkszeug und Pflug niederlegen, ihre Eltern, Weiber und Kinder verlassen, die Flinte nehmen, und sich in fremden Staaten entweder zum Krüppel, oder gar todt schiesen lassen. Kinder werden von der Brust ihrer Eltern, und Männer und Väter werden aus den Armen ihrer Weiber und Familien gerissen, und müssen wider ihren Willen das Streitschwerd umgürten, um der tollen und ungerechten Herrschsucht dieser Tirannen ein Genüge und Gehorsam zu leisten. Schöne Freiheit!

O eine ganz neue vortrefliche Freiheit, bei welcher die Eigenthümer ihres Vermögens nie gesichert sind; denn diese Herren Tirannen oder Despoten, die jetzt das schöne Frankreich beherrschen, haben sehr viel Gleichheit mit den Seeräubern, denn sie rauben alles, was sie nur finden können. Z. E. Wenn sie wissen, daß ein Mann reich ist, und sie dessen Vermögen gerne an sich ziehen möchten, so wird ihm gleich unter dem Vorwand: er sey königlich gesinnt, ein Prozeß gemacht. Er wird eingezogen, schnell geurtheilt, hingerichtet und sein Vermögen konfiszirt, oder besser zu sagen, geraubt. Sehr oft

verfährt man aber nach der neuen Art, nemlich man nimmt den Pöbel, umringt das Haus, plündert dasselbe, hängt den Eigenthümer an den Laternen-Pfahl und raubt ihm sein Haab und Guth. Dieses ist nun die Sicherheit, die euch euere Tirannen, euere jetzige saubere Regenten geben, und nach welcher niemand sein Vermögen, seinen Vater, Mutter, Frau, Kinder, ja Gesinde nicht mehr gesichert ist, mit einem Wort, alles, was ihr besitzet, ist dem Raube euerer Tirannen, deren Sclaven ihr seyd, ausgesetzet. Euere eingebildete Freiheit bestehet in der nie auszuführenden unsinnigen Gleichheit, einem Freiheitsbaum, und in einer rothen Jakobiner Narrenkappe.

Eine Kappe! Eine Mütze! O ein vortrefliches Sinnbild! Nur eine Frage ihr Herren Franzosen! Wann und zu welcher Zeit tragen und bekleiden sich die Menschen mit einer Kappe? Nicht wahr entweder wenn sie krank sind, oder wenn sie zu Bette gehen, und schlafen wollen. Nun also dann folgt der Schluß ganz natürlich, daß entweder euer Gehirn krank ist, oder euer Verstand und Vernunft schlafen, beide unter der tollen und lächerlichen Jakobinerkappe. Ja beides ist richtig. Denn die saubern Demagogen oder Demokraten, diese gottlose Tirannen, sind krank am Gehirne; und ihr Royalisten, ihr königlich Gesinnte, ihr habt

keinen tapfern Bayard, keinen grossen Turenne, keinen muthvollen Conde, und keinen kühnen Villars mehr unter euch, folglich schlummert oder schlafet ihr. Nun Franzosen, werdet wieder gesund, lasset euer Gehirn heilen, und erwachet von euerm Schlaf! Streitet wider die Demagogen, streitet muthvoll wider diese, die euch und euer Vaterland ins Unglück stürzen, sehet, daß ihr sie gefangen nehmet, und machet ihnen alsdann ihren verdienten Prozeß. O Franzosen, höret auf ruchlosen Räubern und rebellischen Tirannen zu gehorchen! Höret auf, Unmenschen und Gottesleugner zu seyn! Höret auf, dumm und feige zu seyn, und rächet den gewaltsamen Tod eures unschuldigen Königs! Rächet diesen würdigen Monarchen, der als Martirer starb, und eine weltliche Krone mit einer ewigen wechselte! Fürchtet nicht den Tod, welchen ihr doch einmal bluten müßt; bedenket nur, daß man nie ehrenvoller und glorreicher sterben kann, als wenn man für seinen Souverain, und für sein Vaterland stirbt! —

Denket, o ihr Franzosen! daß ihr unter eurem Monarchen weit glücklicher waret, als ihr seit der unmenschlichen Revolution, unter dem lasterhaften Orleans, unter dem treulosen Edelmann Mirabeau, unter dem schlechten Bischof von Autün, unter dem tollen Kapuziner Chabot, unter dem verrückten Chirurgus Marat,

unter dem stolzen Advokaten Robespierre, unter den Komödianten Taillien und Collot, unter dem Maler David, unter dem Pomadenhändler Isnard, und unter einer Menge unruhiger Prokurators und Notarien, die jetzt euere Regenten sind, seyd, und denen gehorsamet. Euere ehemalige Monarchen haben euch nicht zu tausende erschiesen, ersäufen, massakriren lassen. Nie haben euere Monarchen euch Franzosen durch grausame sogenannte republikanische Hochzeiten zu viele tausende ermorden, oder zu viele tausende guillotiniren lassen; dieses thaten aber euere Tirannen Carrier, und Robespierre. Und endlich, ihr Franzosen! wo ist derjenige von euern Königen, der da viele tausende seiner Unterthanen wegen dem Brodmangel hat verhungern lassen? Dieses haben aber euere 1200 Rebellen-Regenten gethan. Seit sieben Jahren seyd ihr noch ohne eine festgesetzte Regierung; und die jetzige von euern fünf Königen, 7 oder 8 Ministern, und denen tausend Senatoren, kann unmöglich lange bestehen; denn ihr seyd in zu viele Factionen getheilt; die Sittenlosigkeit ist zu groß, die Eifersucht, der Neid und die Rivalität ist in euerm männlichen Geschlecht zu groß, es scheinet, ihr werdet nicht eher in Ruhe gesetzt werden, bis eine Heloinn, als eine andere Jeanne d'Arc, aus eurer Nation aufstehen wird, euch zur

Ordnung führen, endlich eine Regierung fest setzen, und euch ein Oberhaupt geben wird. Das französische schöne Geschlecht besitzt mehr Solidität, Entschlossenheit, und weniger Leichtsinn und Veränderlichkeit, als die Männer. Eine Menge Beispiele könnte ich hiervon anführen.

Nun schließlich noch einen Wink an alle Völker. Ihr gute und rechtschaffene Bürger und Landleute aller Nationen, folgt dem guten und rühmlichen Beispiel der getreuen Brandenburger, Hessen, Piemontesen und Oesterreicher! Seyd Gott, eueren Souverains, eueren Vorgesetzten, als euerer Obrigkeit, die alle an Gottes statt da sind, eben so getreu und gehorsam, als wie diese vier Völker, die mit Gut und Blut ihrem Souverain dienen, und ihr deutsches Vaterland und Italien muthvoll als edle biedere Männer, ja als wahre Helden beschützen und vertheidigen. Höret nicht dem garstigen Schwanengesang, der scheußlichen Schlangenstimme der verlogenen Franzosen, denn sie, diese Treulose, kommen nur, um euere Weiber und Kinder zu verführen, euere Güter und alle Haabschaften zu rauben, euere Religion, als die Schnur eueres Lebens, und eueren letzten Trost im Todbette mit Gewalt zu entziehen, und euch auf diese Art an Bettelstab zu bringen, und in ein ewiges Elend zu stürzen. Sehet, daß ich euch

als ein deutscher Biedermann die reine Wahrheit hier sage, nur auf die Stadt und das Churfürstenthum Mainz zurück. Custine, dieser zweideutige Mann, hatte Mainz durch Verrätherei einiger schlechten und ehrlosen Einwohner eingenommen. Er versicherte bei seinem Eintritt in die Stadt den leichtgläubigen und schwachen Mainzern: Er käme als Freund und Bruder, sie aus dem bisherigen Sclavenstand zu erlösen, und sie ganz frei und glücklich zu machen. O wie süß war nicht dieser Ankunftsgruß! Kaum war er aber angelangt, und hatte die leichtsinnigen Einwohner (die Trotz aller Widersprüchen als ächte Patrioten ihre Stadt eher aufs äusserste gegen die Franzosen hätten vertheidigen sollen,) eingeschläfert, so fing er schon an, seine Gauckeleien mit ihnen zu treiben. Der unbedeutende Freiheitsbaum wurde errichtet, auf selbigen die Jakobiner-Narrenkappe gesteckt, und jedermann zur tollen und gottlosen Klubsgesellschaft eingeladen. Blos hierinn nun bestand die ganze Glückseeligkeit, die der zweizüngige Custine den guten Mainzern versprochen hatte; denn nun fieng er auf einmal eine andre Sprache zu reden, und anders zu handeln an. Er ließ viele aus Furcht geschlossene Häuser mit Gewalt öffnen, und Pferde und Soldaten wurden in selbige einquartirt, hier und da wurde geplündert und gestohlen, die Einwohner mißhandelt be-

sonders die Patrioten und treuen Diener des Churfürsten. Viele von dem schönen Geschlechte verführt und mit Gewalt zur Unzucht gezwungen. Er schrieb eine grosse Brandschatzung im ganzen Lande aus, die an vielen Orten mit grausamer Gewalt erpreßt wurde. Er erhöhete eigenmächtig alle Anlagen, Abgaben, und nicht zufrieden mit diesen schon grossen und gewaltigen Drückungen, ließ er nun aus dem ganzen Churfürstenthum alle Früchte, Lebensmittel und Vieh denen armen Unterthanen theils mit Gutem, theils mit Gewalt herbei holen, wegnehmen, und schickte alles dieses nach Landau Der Tirann, dieser feine General von denen heutigen französischen Kannibalen, gieng noch weiter; um auf lange Zeit die armen Einwohner gänzlich zu ruiniren, ließ er ganze Weinberge aushauen, verderben, und Reben und Holz wurden unter dem Vorwand des Holzmangels zur Heizung verbrannt. Hierdurch stieg nun das Unglück der Mainzer aufs höchste, und eine grosse Anzahl Einwohner aus diesem unglücklichen Churfürstenthum starben vor Hunger, Kälte, Gram, Noth und Kummer elendiglich hinweg. Sehet Völker, dieses ist die wahre aber sehr traurige Lage und Beschaffenheit von Mainz, da es die Franzosen besassen! Seyd ja auf euerer Hut, stürzet nicht durch sie in gleiches Unglück, und lasset euch auf keinerlei Art verführen, und in gleiche Schlinge

ziehen. Höret nicht die falsche Stimme dieser neuen untreuen und gottlosen Aposteln. Gebet den Bösewichtern, den Volksverführern kein Gehör. Höret sie nicht an, ergreifet sie vielmehr, und wann ihr selbigen den Buckel recht durchgewalket habet, so überliefert sie alsdann der Obrigkeit, damit sie von selbiger als wahre Aufruhrverbrecher hart bestrafet werden. Denn solche Nichtswürdige, die euer Glück, euere Ruhe, ja sogar euere Sicherheit stöhren, euer Vaterland, so wie Frankreich, suchen zu ruiniren, und euch zu Bettler zu machen, verdienen kein Mitleid, dieweil sie grausame Feinde und unmenschliche Verfolger aller Völker sind. Widerstehet ihnen muthvoll; denn da es ein durch Luxus und Wollust verdorbenes weichliches Volk ist, so werdet ihr dasselbe sicher, ohne alle Mühe sehr leicht überwinden. Völker, seyd munter und wachet gegen euere Erbfeinde, die Franzosen, die immer euch, euere Vorfahren und Urvorfahren mit Tirannei und Grausamkeit geplaget und gemartert haben! Wie oft haben sie nicht euere Wohnhäuser verbrannt, und euere Vorfahren zermetzelt, und unter den größten Peinen martervoll sterben lassen! Dieses thun sie überall noch täglich.

Sechstes Kapitel.

Kurzgefaßtes Leben der unglücklichen Königinn Maria Antonia von Frankreich, gebohrne Erzherzoginn von Oesterreich.

Maria Antonia, die gütige und grosse Königinn von Frankreich, ist nicht mehr! Ja, die Grosse, die diesen ruhmvollen Namen wegen ihren mit männlicher Standhaftigkeit erlittenen Qualen, und weil sie als wahre Heldinn gestorben ist, verdient hat, ist nicht mehr! Sie hat das für Millionen und Millionen Menschen bittere, elende und mühseelige Leben dieser vergänglichen Zeit überstanden. Sie, die die Kaisertochter von Ur = Urgroßvater war; Sie, die die Schwester von zwei Kaisern und die Tante von einem Kaiser gewesen ist, war gewiß hochgebohren, und dieser ihrer hohen Geburt nach sollte sie nach aller menschlichen Vermuthung auch glücklich seyn. Allein die unergründete, unausforschliche göttliche Vorsicht bestimmte ihr aus Liebe ein unglückliches Loos; sie sollte auf dieser wallfahrenden Weltbühne unglücklich seyn, und viel leiden, um in jener Welt, in jener nie aufhören=

den Ewigkeit, desto seliger zu seyn, und desto mehr Freuden und himmlische Glückseligkeiten einernten, und geniessen zu können. Diese ihre Bestimmung hat sie als ächte Martirinn unter den größten Leiden in diesem Leben vollbracht, und als grosse standhafte Heldinn hat sie alle diese Trübsalen mit einer Engeln gleichen Geduld überwunden, den schmerzhaftesten und schimpflichsten Tod erlitten, und endlich hierdurch alle himmlische Herrlichkeiten jener ewigen und glückseeligen Welt errungen. Wie ich solches hier mit wenigen Worten zeigen werde.

Ihro Majestät, die allerhöchstseelige Königinn, war den 2 November 1755. gebohren, bis den 16 Mai 1770, als den Tag, wo sie vermählet ward, war sie glücklich; denn ihr wurde als Kaiserlichen Prinzessin in allem gut und sorgfältig abgewartet, und von ihrer grossen Mutter erhielte sie die beste und tugendhafteste Erziehung. Bis dahin war sie glücklich, und kannte keine andre Leiden, als wie diejenigen, die sie in den gewöhnlichen Kinderkrankheiten erlitt. Mit ihrer Vermählung, die damals ein kluges Werk der Politik war, fiengen hingegen ihre Leiden an. Die Trennung von ihrer besten und zärtlichsten Mutter und Geschwister war für sie ein harter Schlag, und der Anfang ihres Unglücks. Bei ihrer Abreise von Wien

war sie ausserordentlich betrübt. Ganze Ströhmen von Thränen flossen aus ihren holden Augen. Einer jungen Prinzessin von fünfzehn Jahren (sie war noch nicht volle fünfzehn Jahr alt) ist es gemeinlich gleichgültig, ob sie in Frankreich oder in Deutschland lebt. Allein ihre Traurigkeit war so übernatürlich, daß man beinahe glauben sollte, ihr hätte es schon geahndet, daß das Volk, über welches sie dereinst Königinn werden sollte, sich nach neunzehn Jahren in Rebellen uud Barbaren verwandeln, und daß dieses nemliche Volk nach drei und zwanzig Jahren gar ihre und ihres Gemahls-Bluthenker seyn würde. Ahndungen sind natürlich, und sehr oft die Vorboten, von dem, was uns Menschen in der Folge widerfährt. Die damalige Traurigkeit der liebenswürdigen und unschuldigen Prinzessin war sicher auch eine Ahndung und Vorboten von ihrem zukünftigen Unglück. Die Betrübniß, die ihr auf dem ganzen Wege gefolgt war, vermehrte sich in Straßburg, wo ihr deutsches Gefolge sie verließ, und sie lauter Franzosen und Französinnen zu ihrer Bedienung erhielt: äusserlich schien sie freilich gleichgültig über diesen Wechsel zu seyn; allein innerlich empfand ihr zartes Herz den heftigen Schmerz, Personen, die sie kannte, an die sie gewöhnt war, die ihr treu gewesen, und sie aufrichtig

verehret hatten, zu verlassen. Sie sahe sich mit einmal von ganz neuen Gesichtern umgeben, von denen sie weder die Gemüthsart, noch die Gesinnungen ihrer Herzen kannte. Sie wußte, daß Leichtsinnigkeit, Doppelsinn und Unbeständigkeit schon längst den Charakter der Franzosen auszeichneten Sie hatte schon von dem verdorbenen Hof Ludwig XV. und von den listigen Intriguen und garstigen Kabalen der französischen Höflinge gehört. Gegen diese gefährliche Klippen betrug sich diese tugendhafte und unschuldige Prinzessin mit vieler Klugheit, und suchte nur durch Freundlichkeit und gütiges Betragen die schon verdorbene französische Nation zu gewinnen und an sich zu ziehen. Allein alle diese ihre rühmliche Bemühungen schlugen fehl; sie blieb immer der Gegenstand des Hasses der Franzosen. Nur diejenigen allein, die an ihrer Vermählung gearbeitet hatten, waren vergnügt über den Besiz dieser liebenswürdigen Prinzessinn. Der ganze übrige Theil der Nation aber, vorzüglich die aufbrausende Jugend, schrie wider diese Vermählung, und sagte ganz laut: Nun haben wir einen ewigen Frieden mit Oesterreich, alle unsere Hoffnung unser Glück im Kriege zu machen, ist verschwunden! Unsere Grenzen werden nun nie mehr erweitert. Da sich auch der Herzog von Orleans geschmeichelt hatte, der Dauphin würde seine Tochter, die

Prinzessin Louise Maria, heurathen, *) so war das Orleanische Haus, welches schon lange das Königliche Hause beneidete, auch unzufrieden, und der Dauphine von dem ersten Augenblick ihres Eintritts in Frankreich, abgeneigt.

Ohngeachtet Maria Antonia auf ihrem ganzen Weg gleich wie in einem Triumph eingeholet und zu Versailles vom Hofe mit der äussersten Pracht empfangen wurde, verblieb doch noch eine Art von Traurigkeit in ihrem Herzen, und welche noch sehr bei den geschmackvollen grossen Feierlichkeiten ihres Beilagers vermehrt wurde, indem über drei hundert Personen umkamen, die theils verdrückt, theils erschlagen wurden. Ihr von Natur zartgebohrnes Herz blutete bei diesem traurigen Vorfall. Sie war untröstlich, und gab gleich der ganzen französischen Nation von ihrer unsterblichen Mutter ererbten Großmuth das größte Beispiel, indem sie denen Anverwandten dieser Umgekommenen ansehnliche lebenslängliche Pension ertheilte, und zusicherte: welche diese aber nun durch den Martertod der grossen Königinn, durch die Räuber des Königlichen Throns, auch verlieren. Seht Unglückliche, wie ihr jetzt von eueren

*) Weil diese Hoffnung fehlschlug, vermählete der Herzog von Orleans seine Prinzessinn drei Wochen vor der Vermählung des Dauphins mit dem Herzog von Bourbon.

despotischen Demagogen und Königsmörder behandelt werdet! Gleich bei der Vermählung nahmen also die Leiden dieser guten Prinzessinn ihren Anfang. Die Maitresse des Königs, die berüchtigte dû Barry, und ihr Busenliebling, der Herzog von Aiguillon und ihre Rotte von kriechenden und niedrigdenkenden Höflingen waren die ersten, die die Dauphine beneideten, verfolgeten, und ihr Leben sehr sauer machten. Alle ihre Handlungen, auch die allerunschuldigsten, wurden übel ausgelegt. Ja, der Anhang der stolzen dû Barry, diese garstige Brut, erfand Erdichtungen, um der Dauphine nicht nur Verdruß beim König, bei ihrem Gemahl und beim königlichen Hause zu machen, sondern auch der Nation einen Haß gegen sie einzuflössen. So weit giengen die Absichten dieser schwarzen Rotte gegen die unschuldige und liebenswürdige Prinzessinn. Wenn auch Maria Antonia, ihrem Stande gemäß, zu Zeiten ein kurzes Vergnügen gehabt hatte, so ward ihr dieses gleich ganze Wochen lang durch Verdruß sehr verbittert, und hatte sie in der Folge einige erlaubte und einer Königinn zukommenden und anständigen Freuden und Lustbarkeiten genossen, so wurden diese Freuden allemal ganze Monate lang von Kummer und Mißvergnügen begleitet. Die Hofintriguen und Kabalen gegen sie nahmen nie ein

Ende. Als Dauphine mußte sie viel leiden, und als Königinn ward sie gefürchtet, wenig geliebt, und heimlich mit ihrem Gemahl so verfolgt, daß beide endlich unterliegen und den grausamen Tod sterben mußten. Schon bei der Krönung wurden König und Königinn wegen der damaligen eingerissenen Theurung von einem Aufruhr gedrohet, dahero in Rheims beider Leben in Gefahr stand. Weil ich damals in königlichen französischen Diensten gestanden, folglich viele Jahre in Frankreich gelebt habe, kann ich mit Wahrheit sagen, daß die Zeit, wo die Königinn von der Nation vergöttert worden, sehr kurz gewesen ist. Denn der Haß und die Verfolgung der Dû Barry, ihres Anhangs, des Orleanischen Hauses, und der übrigen unruhigen Köpfen, dauerte immer heimlich fort, bis endlich durch die von dem schwachen Necker vorgeschlagene Zusammenberufung der Notablen, die Abendtheuerer und lasterhafte Rebellen, Orleans, Mirabeau, la Fayette, Bailly, Aeguillon und mehrere ihres Gelichters aufstanden, sich erfrechten, die Güte des Königs mißbrauchten, seine Macht und Ansehen benahmen, Thron und Ordnung umwarfen, und beide, König und Königinn, als unschuldige Schlachtopfer ermordeten. Die ganze Zeit, wo sie Königinn war, war nichts anders, als ein Gewebe von Unglück; denn der größte Theil der Franzosen war

durch die Zeiten der Pompadour und dü Barry gewohnt, sich von Maitressen regieren zu lassen. Denn die Gemahlinnen der Monarchen lieben gemeiniglich die Ordnung im Staat; Maitressen hingegen lieben die Verwirrung, und, um sich zu behaupten und zu erhalten, machen sie sich Kreaturen, diese und ihr eigene Familien suchen sie zu bereichern; und damit sie diese ihre eigennützigen und göttlosen Absichten unterstützen und durchsetzen können, plündern sie gemeiniglich den Monarchen und seine Finanzen. Hierinn besteht nun in wenig Worten der Unterschied, der zwischen Gemahlinn und Maitresse herrscht.

Die Franzosen waren die übertriebenen Verschwendungen der Maitressen gewöhnt, und wünschten dahero eine Maitresse. Sie fürchteten wegen der Ordnung eine Königinn, dieserhalben liebten sie selbige nicht, und sehr oft versuchten die Höflinge dem Könige eine Maitresse vorzuschlagen. Waren dieses nicht in der That kränkende und grosse Leiden für die Königinn? Nur die Tugend ihres Gemahls ließ den Wunsch und das Bestreben der Höflinge scheitern. Sie, diese liebenswürdige Prinzessinn, that alles, um die Liebe und Zuneigung der Nation zu gewinnen. Sie war gütig, freundlich, herablassend, großmüthig, freigebig, und mitleidig. Allein alle diese ihre erhabene und vortrefliche Eigenschaften wurden von den Höflin-

gen und von dem größten Theil der wankelmüthigen Franzosen mißkannt und verhöhnt. Ihre Grosmuth und Freigebigkeit nannte man Prahlerei und Verschwendung; Ihr Mitleiden nannte man Gleißnerei; Ihre Güte, Freundlichkeit und Herablassung, wurden wollüstige Absichten und Leidenschaften genannt. Gab sie ein Mittagmahl, Nachtessen, Konzert oder einen Ball, welches doch Königinnen und zwar oft geben können, so schrien ihre Feinde, die böse Hofzunft abermal, und sagten ganz unverschämt: dieses sind Verschwendungen, die Frankreich ins Verderben bringen. Mit einem Wort, ein jeder Blick, Schritt, und Mine der guten Königinn wurde immer übel ausgelegt. Endlich litt die grosse Monarchinn durch die abscheuliche Halsbandgeschichte die schwärzeste Verläumdung, die nur immer ein Sterblicher leiden kann: denn die Königinn war völlig unschuldig, und dieses teufelische Werk war eine der feinestersonnenen Spitzbübereien von der Erzbetrügerin La Motte. Dieses freche und unverschämte Weib und Lügnerinn benutzte die Leichtgläubigkeit des bekannten schwachen und eiteln Kardinal von Rohan, betrog seine Einfalt, und schändete auf eine höchststrafbare Art die Ehre und königliche Würde der unschuldigen Königinn. Ohne den listigen Vergennes, den damaligen allvermögenden Minister und mächtigen

Gönner des Rohanischen Hauses, würden wegen diesem grossen Verbrechen an der geheiligten Majestät, beide der Kardinal sowohl, als wie die Betrügerinn la Motte, mit dem Tode seyn bestraft worden. Pfui, Franzosen! diese garstige That bleibt ein ewiger Schandfleck in euerer Geschichte. Habt ihr die allerhöchste Person euerer unschuldigen Königinn so verläumden können; o welcher Gefahr sind alsdann nicht Privatpersonen bei euch ausgesetzt! Die Leiden der Monarchinn giengen immer weiter; denn als sie Mutter wurde, und kaum das Vergnügen, Frankreich einen Thronerben gegeben zu haben, empfunden hatte, wurde auch diese ihre natürliche Freude schon durch grosse Schmerzen verbittert. Der mit einer starken Gesundheit gebohrne Dauphin fieng auf einmal an zu kränkeln, diese Krankheit dauerte Jahre lang, bis er endlich unter den heftigsten Schmerzen, und nicht ganz ohne Verdacht eines erhaltenen Gifts, starb. Für eine Mutter sind dieses gewiß erschreckliche Leiden. Auf diesen schmerzvollen Tod folgte endlich die abscheulichste von allen Revolutionen, mit welcher die Leiden der besten Königinn nicht nur ausserordentlich zunahmen, sondern sie mußte sogar auch einen grausamen Tod, durch welchen sich die Franzosen auf immer in der Geschichte entehret haben, dulden. Die Thronräuber und

Gottesschänder marterten die Königinn vier Jahre lang.

Im Monat Oktober 1789, bei dem von Paris nach Versailles angestellten Heereszug der Freudenmädchen, Fischerweiber und andern Lumpengesindel, unter welchen sich auch Orleans, Mirabeau und andre Bösewichter verkleidet befanden, entgieng die Monarchinn dem Mordmesser nur noch dadurch, daß sie im blossen Hemd aus ihrem Bette nach dem Zimmer ihres Gemahls entfloh. Bei dem von diesem Gesindel nachgehends erzwungenen Zug des Königs und der Königinn nach Paris, welcher viele Stunden lang dauerte, indem die verruchte Rotte unterwegens in allen Wirthshäusern einkehrete und sof, liefen beide Majestäten bei jedem Schritt Gefahr, auf eine meuchelmörderische Art ermordet zu werden. Die Bösewichter schossen wirklich einigemal nach dem königlichen Wagen und riefen: Es lebe Ludwig XVII. Mit diesem Zug gieng das königliche Ansehen auf einmal verlohren. Denn die scheußliche Brut führte die königliche Familie nach dem Pariser-Rathhause. Hier hielt der Rebelle Bailly, als damaliger Maire von Paris, (der nachgehends seinen Lohn auch mit der Guillotine erhalten hat) dem Könige eine stolze und respektswidrige Anrede, und präsentirte ihm die lächerliche buntscheckigte Nationalkokarde, welche

der gütige Monarch also gezwungenermassen an seinen Huth anheftete. Nach diesem wurde er mit seiner Familie nach den Thuillerien, als seinem ersten Gefängniß, gebracht, und von allen Seiten durch eine Menge Schildwachten der rebellischen Nationalgarde bewacht. Als der Monarch nachgehends, und zwar zum erstenmal, aus seinem in ein Nebenzimmer gehen wollte, fand er eine Schildwacht, die ihn nicht, ohne zu begleiten, wollte paßiren lassen, und zu ihm sagte: er hätte alles, was er brauchte, sogar den Leibstuhl, in seinem Zimmer, folglich möchte er sich nur in dasselbe zurückbegeben, denn er hätte von dem Generalkommandanten la Fayette den Befehl erhalten, ihn nicht passiren zu lassen. Hierauf gieng der König (der nunmehr wußte, daß er ein wirklicher Gefangener seye) in vollem Zorn zurück, und schlug all das schöne Porzellain, welches in seinem Zimmer war, entzwei. In gleicher Gefangenschaft befand sich auch die Königinn, nur mit dem Unterschied, daß ihre Schildwachten immer gröber waren, weil man sie recht bedächtlich aus den allergröbsten Menschen gewählet hatte.

Auf diese schändliche Art für die Franzosen wurden beide Majestäten gefangen gehalten. Die Thüillerien, ihr Pallast, war beständig geschlossen, und nur mit harter Noth erhielten sie von der despotischen Nationalversammlung die Erlaub-

niß, daß sie im Schloßgarten durften spazieren gehen. Hier wurden sie aber immer von einem grossen Detaschement Nationalgarde begleitet. Und wenn sie ausfuhren, so bestand ihre Begleitung auch in einigen hundert Mann zu Pferde. Ihre Tafel wurde sehr mässig besetzt, ihre Bedienung sehr eingeschränkt. In die Opera und Komödie durften sie nicht gehen, inglei-chem konnten sie auch nicht einmal nach einem königlichen Lustschloß ausserhalb Paris fahren. Ihre Befehle wurden wenig befolgt. Ihr königliches Ansehen verlohr mit jedem Augenblik, und sie mußten sich gefallen lassen, der gebietherischen und rebellischen Nationalversammlung nachzugeben und zu gehorchen. Die Rebellen Bailly, und la Fayette kamen alle Augenblick und zu allen Stunden, und visitirten den König und die Königinn, gleich Gefangenen. Beinahe täglich kam ein rebellisches Mitglied aus der Nationalversammlung und hinterbrachte dem Monarchen einen Ab- oder Entschluß von ihren beschlossenen Tollheiten, welche alle dahin zielten, Thron, Ordnung und Religion umzuwerfen.

Anno 1791, in der heiligen Woche, wollte der König mit seiner Familie nach St. Cloud fahren, um dort seine Andacht zu verrichten, Er saß bereits in seinem Wagen, als der Pöbel und die Natialgarden ihn mit Gewalt zwangen,

wieder aus dem Wagen zu steigen und in Paris zu bleiben. Die Rebellen betrugen sich bei diesem Auftritte mit so vieler Wuth, daß der König und die Königinn Gefahr liefen, ermordet zu werden. Nach diesem von den Demagogen angestellten schändlichen Auftritte wurden beide Majestäten nicht nur enger und schärfer bewacht, sondern sie wurden täglich von der Jakobinerbrut mehr verachtet und beschimpft, welches leztere vorzüglich bei ihren Spazierfahrten geschah. Niemand zog den Huth mehr ab, und das königliche Paar erhielt von allen Seiten ganz laut die größten Verhöhnungen. Dieses rebellische Betragen von den Aufrührern konnten natürlicher Weise die königlichen Personen nicht länger ertragen; sie suchten dahero sich von diesen Qualen mit der Flucht zu befreien. Den 21. Juni 1791, in der Nacht, reiseten beide Majestäten mit ihren Kindern und einigen Vertrauten von Paris ab. Allein unglücklicher Weise wurde der Monarch mit seinem ganzen Gefolge von dem Bösewicht Drouet, Postmeister von Mtnehoutt, zu Varennes angehalten, in Verhaft genommen, und nach Paris wieder zurückgeführt. Bei dieser Zurückführung, die von mehr als 20000 bewafneten rebellischen Unterthanen geschah, standen der König und die Königinn mit ihrem Gefolge unendlich viel Ungemächlichkeiten aus, und wurden unterwegens

von dem verführten Volke verhöhnt, verlacht, und beschimpft. So sehr war das königliche Ansehen gefallen, und so hoch war die Frechheit des gottlosen Volks gestiegen.

Nun wurden die königlichen Persohnen noch enger bewacht, indem beide Majestäten jetzt sogar in den Zimmern, wo sie sich befanden, Schildwachten erhielten, und in deren Gegenwart mußten sie essen, trinken, sich aus- und ankleiden, und von welchen sie viele Ungezogenheiten und Grobheiten leiden mußten. Für einen jeden Privatmann würden alle diese Behandlungen schon zu hart gewesen seyn, wie empfindlich und schmerzlich mußten sie also nicht für den Monarchen und seiner erhabenen Gemahlinn seyn? Bei diesem harten Verfahren wider den König getraueten sich doch die Rebellen nicht ganz die königliche Würde abzuschaffen, sie behielten selbige vielmehr bei, endigten ihre vermeintliche Konstitution, und überreichten solche dem Könige, der sie auch aus seiner angebohrnen Herzensgüte annahm, und unterschrieb. Hierauf wurde der Monarch aus seinem Arrest gelassen, er erhielt eine eigne Leibgarde, unter deren Bedeckung er jetzt ausfahren und ausgehen konnte. Der König und die Königinn besuchten jetzt wieder die Opera und andre öffentliche Lustbarkeiten, welches beinahe seit zwei Jahren nicht mehr geschehen war. Al-

lein da die erste Nationalversammlung auseinandergieng, und die zweite zusammen berufen wurde, so dauerte die Schattenfreiheit des Königs leider nicht lange; Denn die neue Deputirten waren noch weit ärgere Bösewichter, als wie die von der ersten Versammlung. Sie fiengen unter der Anführung des Ungeheuers, des Herzogs von Orleans, nach der tollen Art Gleichheit genannt, der auch ein Deputirter war, weit frecher gegen die königliche Macht zu rebelliren an. Diese höllische Jakobinerbrut versuchte, den 20. Juni und 10. August (1792) den König und das ganze königliche Haus zu ermorden. Sie, die Jakobiner, welche sich bewafnet hatten, bestanden aus einigen tausend Mann, sie schossen mit Kanonen die verschlossenen Thore der Thuillerien auf, hieben mit Aexten die Thüren der königlichen Zimmer auf, und drangen mit einem rasenden Ungestümme bis zum König, zu welchem die Königinn mit ihren Kindern und der Prinzessinn Elisabeth geflohen war. Verschiedene Bösewichten stachen mit ihren Picken nach dem König und der Königinn. Einige getreue Leibgardisten aber warfen die Lanzen dieser gottlosen Menschen zurück, schüzten beide Majestäten, und erhielten ihr Leben. Vier Stunden lang befand sich der König mit seiner Famlie in Todesgefahr; er war verhöhnt, beschimpft und mit dem kleinen Dauphin gezwun-

gen, die lächerliche rothe Jakobinerkappe aufzusetzen. Das Kind, der Dauphin, war voller Schweiß, und litt eine solche Todesangst, daß er in Konvulsionen fiel, und man für sein Leben sehr besorgt war. Nach vielem frechen Unfug begaben sich endlich die Unholden wieder aus dem königlichen Schloß hinweg.

Der zehnte August war noch ein weit schreklicher Tag, an welchem sich die Jakobinerräuberhorde mit funfzehn tausend Weibern aus allen Nationen, unter welchen sich Portugisinnen, Spanierinnen, Italiänerinnen, aus Norden u. s. w. befanden, abermal bewafnet und mit Kanonen versehen, versammelte. Diese Unmenschen stürmten das königliche Schloß, in der Absicht, den König und seine Familie zu ermorden. Sie massakrirten würklich die Schweizergarde, die königliche Leibgarde, und alle Hofbediente auf die grausamste Art von der Welt. Denen mehresten Hofdamen und Kammerfrauen schnitten sie den Leib auf, und einigen, die schwanger waren, deren unter dem Herzen tragende Frucht wurde, gleich einem eingemachten Fleisch, ganz klein gehackt. Die Edelknaben, diese unschuldige Jugend, wurden alle aus den Fenstern geworfen, und brachen auf die erbärmlichste Art Hals und Bein. Sehr viele Hofkavaliere, einige Minister und andre Grossen wurden unter der größten Marter ermor-

det, und alle Hofbediente männlichen und weiblichen Geschlechts, so gar alle Köche, Küchenjungen und Küchenmägde wurden unter vielen hundert Pickenstössen, und Säbelhieben zu Tode gemartert. Mit einem Wort, alle Leibgarden und der ganze Hofstaat wurden von den Kannibalen mit der größten Grausamkeit umgebracht. Durch die ausserordentliche Tapferkeit der Schweizer- und Leibgarde wurden nur die königliche Personen gerettet: hingegen verlohren sie ihre ganze Garderobe, alle ihre Kostbarkeiten, Wäsche und alle übrige Mobilien. Was die Räuber nicht stehlen konnten, wurde verbrochen und zerschlagen.

Zu einer Scheinsicherheit wurden nun der König, Königinn, mit ihren Kindern und der Prinzessinn Elisabeth in den Tempel, einem dem Grafen von Artois gehörigen Pallast, gebracht. In diesem Pallast, oder besser zu sagen, Kerker, stiegen die Leiden der königlichen Personen aufs höchste. Ihre Tafel wurde nur mit einigen Speisen besezt. Sie befanden sich ohne Kleider und Wäsche. Alle königliche Würden und Titel wurden ihnen genommen, der König mußte sogar seine Ordenszeichen ablegen, und dieses waren Unterthanen von der nidrigsten Menschenklasse, die ihm solches befahlen. Gewiß eine schreckliche Verwandlung für einen der größten Monarchen! In ihren Zimmern befanden sich

beständig Kommissarien und Schildwachten, die da soffen, spielten, rauchten, sich zankten, und allerlei andre Ungezogenheiten trieben, den Respekt ganz bei Seite setzten, und nur durch Grobheiten suchten, die Leiden beyder Majestäten, welche nicht einmal mit einander reden durften, zu vermehren.

Den 2. September, wo abermal in Paris eine grosse Massaker entstund, erlebte die Köninginn einen der allerunglücklichsten Tagen ihres Lebens; denn unter den unglücklichen Schlachtopfern befand sich ihre Favoritinn, die Prinzessinn Lamballe, eine gebohrne Prinzessinn aus dem Hause Savoyen-Carignan. Diese wurde auf die allergrausamste Art ermordet. Der Kopf wurde ihr ganz langsam abgesägt, zugleich ward ihr das Herz aus dem Leibe geschnitten, ihre Hände und andere Theile abgehauen und abgeschnitten; auf diese Weise zerstümmelt mußte diese gute Prinzessinn ganz langsam den Märtirertod sterben. Die Bösewichter, ihre Mörder kamen und zeigten unter spottenden und drohenden Worten ihren Kopf und Herz der unglücklichen Königinn, welche bei diesem traurigen Anblick in eine starke Ohnmacht fiel, und als sie aus selbiger kam, verfiel sie in eine lang anhaltende Traurigkeit. Diese ihre Betrübniß wurde nachgehends durch die Anklage, das

Verhör, und durch den schrecklichen Tod ihres Gemahls auf dem Blutgerüste, vermehret.

Nach der Ermordung des Königs verfiel die Königinn, deren Gesundheit durch die grausame Revolution schon ausserordentlich gelitten hatte, aus Gram in eine grosse Krankheit, und ob sie gleich von selbiger wieder hergestellt ward, so kränkelte sie doch nachgehends bis zu dem lezten Augenblick ihres Lebens. Gram, Kummer, Betrübniß, und eine stetsleidende Todesangst hatten ihre schöne Gestalt so sehr benommen, daß sie ganz veraltet aussah, und ihre Haare waren gleich einer alten sechzigjährigen Dame, eisgrau. Gewiß eine schreckliche Veränderung für eine junge Königinn, die die Gesundheit selbst war. Nach dem Tode ihres Gemahls nahmen ihre Leiden von den größten Mißhandlungen begleitet, mit jedem Augenblick zu. Ihre Fenster wurden bis auf eine kleine Oefnung oberhalb zugemauert. Ihre Speisen wurden nicht nur sehr vermindert, sondern auch sehr schlecht zubereitet; sie mußte nicht nur zulassen, daß beständig einige Kommissaire mit an ihrer Tafel assen, sondern sie mußte es dulden, daß diese Tirannen mehrere und bessere zubereitete Speisen, als wie sie, hatten. Ihre Kleider waren von den schlechtesten Stoffen, und ihre Hemden von grober Leinewand, und schlecht gemacht. Es wurde ihr auch keine

Dinte, Feder, Papier noch Bleistift erlaubt. Auch durfte die Monarchinn mit ihren Kindern und Schwägerinn nicht allein sprechen, sondern dieses mußte immer laut und in Gegenwart einiger Kommissarien und Schildwachten geschehen. Nur einigemal erhielt sie die Erlaubniß, im Garten spazieren gehen zu dürfen, die übrige Zeit mußte sie immer in ihrem Zimmer zubringen. Ja, die Unholden, ihre Wächter, trieben die Grausamkeit so weit, daß sie ihr oft bei der Nacht keine Ruhe liessen, an ihr Bett kamen, ihr mit Namen riefen, und sahen, ob sie noch da seye. Diese ihre Marter wurden noch dadurch vermehrt, daß sie den 1. August 1793 um Mitternacht abermal auf eine barbarische Weise aus dem Schlaf geweckt, und unter einer starken Bedeckung aus dem Tempel, ihrem bisherigen Gefängniß, nach der Conciergerie oder öffentlichen Zuchthause, wo die grösten Missethäter sitzen, gebracht wurde. Hier wurde die unglückliche Monarchinn nun unterhalb in ein kleines, ungesundes, finsteres, und sehr feuchtes Zimmer, in welchem sie vier Schildwachten erhielt, gesezt; und in deren Gegenwart sie auch ihre natürliche Nothwendigkeiten verrichten mußte. Einige Louisd'or die sie noch in Händen hatte, nahm man ihr ab, und ließ ihr nichts, als wie drei Hemden und ein paar Schnupftücher. Ihre tägliche Kost bestand nur in etwas

Suppe, Gemüse und Fleisch, und ihr Bett bestand aus einem Strohsack, schlechten Kopfküssen und in einer elenden leichten Decke. So hart und grausam wurde die ehmals mächtige und grosse Monarchin von Bösewichtern behandelt. Das gottlose Blutgericht fieng nun an, sie zu verhören. Im ersten Verhör würdigte sie denen Unholden gar keine Antwort, im zweiten aber müssen sie die Tirannen durch eine Art von Marter (die zwar nicht öffentlich ist bekannt worden) zur Antwort gezwungen haben, denn die unglückliche Königinn verfiel während dem Verhör in solche heftige Konvulsionen, daß sie anfieng mit dem Tode zu ringen, und so mußte man sie ins Bett, in welchem sie viele Stunden lang in den lezten Zügen lag, legen. Jedermann, selbst ihre Peiniger, die Barbaren, zitterten bei diesem traurigen Anblick der viel und unschuldig leidenden Königinn, und glaubten, sie würde sterben. Von diesem gräßlichen und abscheulichen Augenblick an, denn Gott weiß, was die Barbaren ihr vor Schmerzen und Marter angethan haben, wurde die Königinn nicht mehr gesund, sie kam nicht mehr aus ihrem Bette, ihre Füsse schwollen, und ihre Kräfte nahmen täglich so stark ab, daß der Doktor, auch ein verschworner gottloser Jakobiner, selbst an ihre Wiederaufkommung zweifelte, und solches der Rebellenkonvention meldete.

Auf diesen Bericht würden Türken und Irokesen mit der kranken und schon halbtodten Königinn Mitleiden gehabt haben. Allein die Rotte der Tirannen war so nnempfindlich und unbarmherzig gegen die leidende und schon in lezten Zügen liegende Monarchin, daß sie sie in den Nächten von dem 14. und 15. October verhöreten, ihre wenige Ruhe auf die grausamste Art noch störeten, und ihr den 16. October um 4 Uhr des Morgens das Todesurtheil vorlasen. Um 10 Uhr mußte die gegen die Nation stets gewesene gütige und unschuldige Königinn sich auf den Henkerskarren setzen, sie ward eine ganze Stunde lang und zur Verlängerung ihrer Marter, und zur Schau in den vornehmsten Strassen der gottlosen Stadt Paris herumgefahren. Ganz Paris war bei diesem unerhörten und grausamen Auftritt unter den Waffen, und in den Gassen standen doppelte Reihen von Soldaten mit geladenen Gewehren. Auf den Marktplätzen und an den Ecken der Gassen waren mit Karteschen geladene Stücke aufgeführt. Die im Unglück sich allzeit gleich bleibende grosse Monarchinn sah mit vielem Mitleiden auf das unglückliche verführte Volk, und dieses blickte traurig, doch mit einer wahren verehrenden Ehrfurcht, nach seiner leidenden, doch grossen Königinn. Allein dieses gerührte Volk konnte sie nicht retten, weil die Bösewichter, die Demagogen, zu viel Vorsicht

zur Beschleunigung ihres Todes genommen hatten. Um 11 Uhr langte sie auf dem Blutgerüste an, von welchem sie noch einmal und zwar von allen Seiten das Volk mit einer mitleidigen und gnädigen Mine ansah, sich auf die Knie warf, und ihre Seele dem Schöpfer befahl. Nach einigen Minuten litt die gekrönte Martyrinn mit einem Heldenmuth den Todesstreich. Ihre lezte Worte waren: Adieu meine Kinder, ich gehe zu euerm Vater. So muthvoll und mit so standhaften christlichen Tugenden starb die grosse Königinn von Frankreich, die, von der Räuberhorde, die sich den französischen Thron auf eine gewaltsame Art bemächtigt hat, ermordet wurde. Sie, die Königinn, diese grosse Märtirinn, verzieh ihren Mördern mit den nemlichen Worten, mit welchen Christus seinen Feinden verziehen hatte, nemlich: Herr vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.

In der Geschichte findet man nicht ein Beispiel von einer unglücklichern Prinzessin. Denn die Tirannen ihre Henker, trieben die Bosheit so weit, daß das unschuldige Kind, der Dauphin, welchen sie stark mit Wein angefüllt hatten, sogar wider sie, als seine Mutter, zeugen mußte; und zwar mußte das Kind solche Sachen sagen, gegen welche die Natur erschrickt, und die nach allen phisischen und moralischen Möglichkeiten gänzlich unmöglich waren. Dieses waren mit

die stärksten Wunden für die unschuldige Königinn. So weit trieben diese jakobinische Schandbuben ihre Bosheit mit der unglücklichen Monarchinn, die sie auch einige Wochen vor ihrer Ermordung in ihrem elenden Gefängniß vor Geld sehen liessen. Sie war von allem entblößt, nur mit drei Hemden und einigen Schnupftüchern versehen, und an ihrem Gerichtstage hatte sie ein zerrissenes Kleid an, und zu ihrer Bedienung hatte sie nur einzig und allein den harten Kerkermeister, der sie willkührlich nach seinem Eigensinn gleichwie die übrigen Gefangenen bediente. So erhielt sie z. B. an dem Nationalfest erst um 11 Uhr in der Nacht ihr Mittagsessen. Man erlaubte ihr nicht einmal einen Gottesdienst, und es war ein Wunder, daß man ihr in den lezten Augenblicken einen geschwornen Jakobiner-Geistlichen schickte. In dessen Gegenwart die Königinn laut ein solch kräftiges Gebet that, daß dieser nie ein solch gut gesetztes und andächtiges Gebet gehört hatte. Obgleich sie von Jugend auf in der Religion den besten Unterricht erhalten, und man sie zu allen Andachtsübungen genau angehalten hatte, war sie dennoch durch ihre lange Leiden in der Religion noch mehr gestärkt worden, daß sie also ihr eigener Geistlicher seyn konnte, und keinen Fremden bedurfte, doch erlaubte sie demselben, sie bis zu der Richtstätte zu begleiten.

Schon lang vor ihrem Bluttage war Maria Antonia, die ehemals mächtige Königinn, alles königlichen Ansehens und Glanzes beraubt, und allem menschlichen Kummer, Kreuz und Elende ausgesetzt worden. Mit jedem Morgen sah sie ihren Tod, und Jahre lang mußte sie die bittere Todesangst empfinden. Es ist wahr, die Königinn Maria von Schottland litt auch den gewaltigen Tod auf dem Blutgerüste, allein sie ward bis auf den lezten Augenblik als Königinn behandelt; denn auf dem Blutgerüst hatte sie alle ihre weibliche und männliche Dienerschaft, die sie bedienten, sie entkleideten und ihre Haare abschnitten. Allein die Königinn von Frankreich hatte niemanden, sie mußte dieses alles allein thun. Sie that es mit einer männlichen Stärke, und starb standhaft, als eine wahre Christin mit demjenigen Muth, der nur allein frommen Seelen, die fest im Glauben sind, eigen ist. Die unsterbliche Monarchin wechselte eine grosse weltliche Krone mit einer weit schönern und grössern himmlischen; und da sie nach der Schrift einen guten Kampf gekämpfet, Glauben gehalten, so ist sie sicher unter der Zahl der Seligen, und genießt jene himmlische Freuden und Seeligkeiten, die noch kein Menschenauge gesehen, kein Ohr gehöret, und noch nie in eines Menschen Herz gekommen ist. Nun ihr Mörder und Bluthenker der un-

sterblichen Königinn, was habt ihr durch diese Mordthat gewonnen? Nichts! als daß ihr euch noch ehrloser gemacht, und euch auf ewig in der Geschichte gebrandmarkt habt. Hättet ihr sie aber am Leben gelassen, so würdet ihr einen guten Frieden zu hoffen gehabt haben. Was habt ihr nun zu hoffen? Nichts anders als die Rache Gottes! Das nemliche Rachschwerd Gottes, welches schon eine Menge Bösewichter getroffen hat, die euern guten und unschuldigen König zum Tode verurtheilten, wird auch euch übrige schnell hinwegraffen, die die gute Königinn ermordet haben. Denn ihr unschuldiges Blut wird ewig über euch und euere Kindeskinder zu Gott schreien. Es scheint schon, als wenn der Allmächtige würklich entschlossen seye, mit euch ein schnelles und schreckliches Ende machen zu wollen: denn von Tag zu Tag schlägt er euch mehr mit Blindheit. Jezt habt ihr gar seine heilige Religion umgeworfen, und zur ewigen Schande der Menschheit das Heidenthum wieder eingeführt. Bis jetzt hattet ihr nur allen Mächten, folglich nur Menschen getrotzet, nun aber fangt ihr auch an, Gott zu trotzen. Erinnert euch aber mit Furcht und Zittern, was die heilige Schrift sagt: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Euere Lage ist schon würklich höchst traurig. Ueberall, wo ihr hinkommt, müßt ihr ausser den gebrandschatzten Geld-

summen, sogar auch Kleidungsstücke um euer Volk und Horden kleiden zu können, begehren. Eben jezt erpreßt ihr im Zweibrückischen und in der Pfalz Hemden, Schuhe, Hosen. O arme Franzosen, wie seyd ihr schon durch euere Lottermajestäten gesunken! In welchem Elende schmachtet ihr schon! Ihr, die ihr ehedessen reich und wohlhabend waret, geht jezt barfuß. Euer Stolz, mit welchem ihr alle übrige Völker verachtet habt, hat euch gestürzt, und bei euch das grosse Sprichwort: Hochmuth kommt vor dem Fall, wahr gemacht. Ihr habt Gott verläumdet, seine heilige Religion geschändet und über den Haufen geworfen. Die Sittenlosigkeit hat bei euch den höchsten Grad erstiegen. Das Laster zeigt sich mit frecher Unverschämtheit und am hellen Tage. Die Ausgelassenheit der Preßfreiheit übersteigt alle Schranken. Das Recht des Eigenthums ist unsicher, und wird stündlich geraubt. Alle güte Verfassung des Mailitäirwesens ist gänzlich umgeworfen. Die Land- und Seemacht sind aufgelöset und vernichtet, die Finanzen liegen gänzlich darnieder. Die Nationalschulden sind aufs höchste angewachsen, und der Banquerout ist unvermeidlich. Die Auflagen werden nicht gezahlt. Einem jeden wird das Seinige mit Gewalt weggenommen. Alte und Junge gezwungen, Soldat zu werden. Das auswärtige Ansehen von Frankreich ist dahin. Die Handlung liegt

gänzlich darnieder. Die mehresten und berühmtesten Handlungsstädte sind ruinirt. Auch sind die Fabricken arbeitslos und vernichtet. Die Bevölkerung hat sehr abgenommen. Denn ein paar Millionen Menschen sind bei dieser garstigen Revolution schon durch Hunger, durch Elend, durch die Guillotine, durch das Mordschwerd bei denen entsezlich grossen Massakern im ganzen Königreich, und durch den Krieg umgebracht worden. Eine andre grosse Menschenzahl ist nach dem Auslande ausgewandert. Das baare Geld ist verschwunden. Die Polizei ist kostbarer, beschwerlicher, und nicht so gut, wie ehemals, für die allgemeine Sicherheit. Die Guillotine ist ungerecht und mordet alles. Die Anzahl der Armen und Elenden hat zugenommen. Mißvergnügen, Traurigkeit und Verzweiflung herrschen hingegen überall. Seht Franzosen, dieses ist die traurige Lage von Frankreich, welches ihr allein durch euere Bosheit unglücklich gemacht habt.

Siebentes Kapitel.

Von dem Civil-Stand, Strafen, und Gefängniß.

Ohne Religion und Gerechtigkeit kann kein Staat bestehen. Die Gerechtigkeit muß gehandhabet werden, jedermann muß aber zu ihr gleiches Recht haben. Ein jeder Staat, wenn er nicht, wie Frankreich, in Anarchie und Barberei verfallen will, muß eine Religion, sie sey welche sie auch wolle, und Gesetze haben. Die Gesetze müssen aber weise, streng, und zugleich auch menschlich und nach dem Klima und Charakter des Volks angemessen, seyn. Die Strafen müssen gleichfalls fühlbar, streng, aber menschlich seyn; nie müssen sie die Grenzen und das Gefühl der Menschheit überschreiten; nie müssen die Strafen in Unmenschlichkeit und Tirannei ausarten. Wenn der Verbrecher z. B. Zeitlebens eingesperret wird, so soll er nicht unter der Erde eingegraben und an Ketten geschmiedet werden, wo er nicht des Tageslicht siehet: halb im Wasser sitzet, und Schlangen, Ratzen und Mäuse, von denen er lebendig gefressen wird, zu beständigen Gesellschaftern hat. Ein solches Gefängniß heißt nicht mehr Strafe der Gerechtigkeit, sondern dieses heißt unmenschlich, tiran-

nisch und barbarisch bestrafen. Mit einer solchen Gefängnißstrafe, wo der Verbrecher nicht liegen kann, kein Stroh hat, beständig stehen, seine Nothdurft gleich dem Vieh vor sich auf die Erde machen, und in diesem Gestank und Unflat verfaulen muß, höret alles Gefühl der Menschheit auf, und dieses ist eine übernatürliche tirannische Strafe; denn der Verbrecher, weil er nicht sehen, folglich nicht lesen, nicht beten, keinen guten Gedanken zu Gott machen, seine Verbrechen nicht bereuen, noch Gott nm Vergebung bitten kann, muß als ein Verzweifelter in der größten Verzweiflung dahin sterben. Das Verbrchen sey noch so groß, so hat dasse be doch nie eine solche barbarische Strafe verdient. Der Richter soll strenge und gerecht seyn. Er muß aber auch stets Mensch, und zwar ein gefühlvoller Mensch seyn und bleiben; nie darf er aber Barbar werden, und die Verbrecher mit unmenschlichen Strafen belegen, denn ihr Fluch kommt sicher über ihn, über sein Haus, und seine Erben. Und wo ist und lebt der Richter, der die Art seines Todes weißt, und versichert ist, daß er bis an das Ende seines Lebens glücklich seyn werde? Was hatte Crösus für ein Schicksal? Als einer der mächtigsten und reichesten Königen verlohr er alles, sollte verbrannt werden, er erhielt aber Gnade, und ward Cyrus Rathgeber. Und wie mancher Richter (un-

ter diesem Wort verstehe ich alle Arten von Obrigkeiten, die Gewalt haben) hat nicht ein trauriges Ende genommen?

Solche barbarische Gefängnißstrafen, die man in Portugal, Spanien, Frankreich, Italien und in vielen Staaten Deutschlands zur Schande der Menschheit findet, überschreiten die Gerechtigkeit, und machen dem Lande und der Obrigkeit keine Ehre. Wer kann dem Menschen, dem Verbrecher seine Religion, seinen Glauben rauben? Niemand, und doch geschiehet es zur Schande der Menschheit, man raubt dem Verbrecher die Gelegenheit, sich zu bekehren, man sezt ihn unter das Vieh, und läßt ihn in Verzweiflung sterben. So weit geht die Grausamkeit der Menschen, gegen Menschen. Preussens grosse Monarchen denken und handeln gegen Verbrecher menschlicher. Ihr Verbrechen seye noch so groß, so erhalten sie in allen preussischen Gefängnissen, die keine Hölen der Verzweiflung sind, Better, oder Pritschen mit Stroh, auch Decken, Tische, Stühle, Bänke, Leibstühle oder andre Behältnisse, alle Gefangene erhalten richtig ihr Essen, Brod und trinkbares Wasser, ja nach den Umständen auch sogar Licht und Oel, auch ihr Holz, und auch Doktor und Wundarzt müssen die kranke Gefangenen besuchen und heilen. Sogar ihren Gottesdienst haben die preussische Verbrecher. Können nun Preussens gros-

se Monarchen als Christen, als Menschen gegen den größten Verbrecher so viel Menschenliebe und so viel Barmherzigkeit zeigen, warum auch nicht alle übrige Obrigkeiten in allen Staaten? Diese menschliche Behandlung machet den preussischen Staaten sehr viele Ehre. Die Beraubung der Freiheit, die Beladung mit Ketten, eingeschlossen seyn, und nur Wasser und Brod zur Nahrung zu haben, ist gewiß Strafe genug für jeden Verbrecher, der zur Gefängnißstrafe verdammt wird. Hat ein Verbrecher hingegen den Tod verdient, o so köpfe, henke, oder rädere man ihn, man lasse ihn aber nicht in unmenschlichen unterirdischen Hölen verzweifeln.

O möchten doch alle Richter das vortrefliche Werk, welches der unvergeßliche und unsterbliche William Howard über Gefängnisse und Zuchthäuser geschrieben hat, lesen, wohl studiren, und überall bei sich tragen. Alle Richter würden alsdann sicher als wahre gefühlvolle Menschen handeln und richten. Leider und abermal zur Schande der Menschheit, giebt es aber manche Richter, die nie ein Buch lesen, ja manche sind sogar so filzig geizig, daß sie auch das Porto für einen litterarischen Gegenstand nicht gerne bezahlen, oder solche Briefe nicht einmal annehmen. Ich könnte manche solche filzige Richter nennen.

Man glaube ja nicht, daß man durch über-

natürliche harte Strafen eine Nation bessere oder tugendhafter bilden kann. Man blätiere nur in der Geschichte, so wird man immer das Gegentheil finden. Je härter, je grausamer die Strafen, je mehr Bösewichter giebt es. Der Churfürst von der Pfalz unterschreibt gar nicht, oder sehr selten ein Todesurtheil, und man weiß beinahe nichts von Uebelthätern in seinem Staat. Ich habe hingegen beobachtet, als Kaiser Joseph II. die ausserordentliche harte Strafe von dem Schiffziehen einführete, so waren just damals in der österreichischen Monarchie die größten und meisten Verbrecher, sie schienen sich täglich zu vermehren, und als der milde Leopold II. sein Nachfolger, diese harte Strafe abschafte; so sahe man beinahe in ganz Oesterreich keinen Uebelthäter mehr.

Aus diesen angeführten Beispielen siehet man ganz klar, wie hart die Gefängnißstrafe in manchen Ländern noch seye. Wie löblich würde es nicht dagegen seyn, wenn die Prozesse von einer kürzeren Dauer wären, und diese nicht oft bis zum Ururenkel übergiengen, und ganze Familien an Bettelstab brächten. Allein diese Verkürzung der Prozesse wird nicht eher geschehen, als bis Regenten kommen werden, die eben die Liebhaberei an dem juristischen Stand empfinden werden, als die mehresten heutigen an dem Soldatenstande haben. Advokaten müssen seyn, sie

sind nothwendig. Ihre Anzahl muß aber äusserst mässig seyn. Denn wo es ganze Legionen von Advokaten giebt, da giebt es auch ganze Milliarden von Prozessen, und dann ist ein Land wahrhaftig unglücklich. Die Winkeladvokaten und Gesezgrübler, oder sogenannte Rabulisten, wären billig auch, als gemein schädlich, nirgends zu dulden, damit aber etwan auch nicht selbst die geprüfte rechtmässigen Gerichts und Dikasterialadvokaten, Prokuratoren und Agenten mit der nemlichen Seuche nach und nach angesteckt würden, dürfte es eben so nützlich als erforderlich seyn, ihre allenfalls hier oder da übertriebene Anzahl zu mässigen, auch sie eher nach und nach zu vermindern, als zu vermehren, weil eben die Menge der Advokaten und Agenten, welche ohnehin nach ihrem Berufe immer beten: suscita quæsumus Domine! lites inter infinitas inter Potentes, et bene solventes, wenn sie besonders den freien Zutritt in die Registraturen, zu den Richtern und Referenten haben, und wenn diese wohl gar auch mit ihnen vertraulich und gut einverstanden sind, gemeiniglich nur zur Verwicklung oder Verewigung der Geschäfte, zur Erschleichung unbilliger Erkenntnisse und Abschlüsse, folglich nur zum Verderben des Landes geeignet ist.

Unter den Civil-Beamten mancher Staaten

ist manchmal der Schreiber des Amtmanns, ein Sekretair, ein Amtmann, ein Stadtschreiber, ein Despot und Blutiegel der armen Unterthanen; unter den Civil-Beamten giebt es auch noch einige, die zwar noch brauchbare Männer sind, allein deren Benehmen, Handlungen und Aufführung zweideutig, bedenklich, oder gar schon gefährlich befunden wird. Diese verdienen zwar nicht gleich brodlos gemacht zu werden, allein einigermassen muß doch dieses ihr zweideutiges Betragen geahndet und bestraft werden, welches zum Beispiel durch Versetzung in andre Provinzen geschehen könnte. Wenn sie nun in eine andere Provinz versezt werden, so werden sie hierdurch von ihren Verbindungen, Verkettungen und Anverwandschaften entfernt, als sie auch gezwungen werden, ihrem Landsherrn rechtschaffener zu dienen, und sich gegen die Unterthanen uneigennütziger zu betragen.

Alle Verbindungen und Verkettungen unter Civilbeamten in einer Stadt oder Provinz sind immer sehr gefährlich und dem Staate höchst schädlich. Diese Verbindungen können aber noch weit gefährlicher und schädlicher werden, wenn der Landesherr das zweideutige oder bedenkliche Benehmen der verketteten Beamten allzugnädig und mildreich ansieht; denn sie mißbrauchen sodann seiner höchsten Milde, und wandeln hierauf ohne alle Strafbesorgniß mit noch

weit mehrerer Bosheit und Unverschämtheit den schon angetretenen Irrweg ganz frei immer fort.

Es wäre demnach sehr zu wünschen, daß zum Besten mancher Staaten keine Stelle dergleichen Mitglieder hätte oder wenigstens zu Erhaltung des Gleichgewichts die Zahl der zweideutigen und verketteten Glieder, nicht die Hälfte bei einem Departement oder Rathstisch überstiege; allein Menschen sind Menschen; omnes quidem vocati, pauci vero electi; so lange also die Handlungen dieser Menschen, dieser zur gesezlichen Gewährung des meum, et tuum eigentlich angewiesenen und verpflichteten Staatsbeamten keiner genauen und scharfen Prüfung unterzogen werden, eben so lange wird es immer fort in solchen Staaten auf allen Seiten sehr verwirrt und unordentlich zugehen. Es bedarf hingegen nur eines oder andern ernsthaften Beispiels, um aus tausend zweideutigen, sogleich 990 rechtschaffene Staatsmänner zu machen. Es hängt alles von dem höchsten Willen des Regenten und von einer genauen Einrichtung und Manipulation aller ersten und übrigen Instanzen, und endlich auch von der wesentlich nöthigen Konzentrirung oder einer Hauptkontrollo und aller ihrer Amtshandlungen ab.

Bei jeder Provinz - Kreis - oder Distrikt-

Visitation hätten demnach die Visitatores (es mögen Kreishauptleute, Landräthe oder andere Räthe seyn) sich unter der Hand über das eigentliche Benehmen der Ortsobrigkeiten mit den Gerichtsausschüssen und Viertelmeistern genau zu erkundigen, und alle wahrnehmende Gebrechen, heimliche Verständnisse, schlechte Verwaltung der Justiz, üble Verwaltungen mit den Herrschaftlichen- und Gemeindsgeldern, Bedrückung, oder sonstige unrechtmässige Behandlung des Unterthans, auf der Stelle gehörig zu ahnden und abzustellen. Es wäre freilich für das gemeine Wohl sehr zu wünschen, daß es überall nur ordentlich und rechtmässig zugieng, und daß sich von keiner Behörde die geringste Willkühr jemals beigelegt würde, quia non datur casus pro amico; allein diese leider! schon hier und da nur gar zu sehr in allen Fächern (und in vielen Staaten) eingerissene höchst schädliche Willkühr scheint bereits den höchsten Grad erreicht zu haben.

Diese verwünschte mit der Eigenmacht, mit dem Egoismus engverbundene, die in jeder Rücksicht gemein schädliche, somit alles Unheil im Staate anrichtende Willkühr, ist eben jene, die gemeiniglich die Chargen, die Bedienungen, die Stipendien und Präbenden austheilet, die die Amtszeugnisse und Urkunden abgiebt, die selbst das Auge der Gerechtigkeit verschleiert,

die höchsten Rechte vergiebt, die Domainen-Güter verwahrloset, Aerarial-Gefälle und Gelder unterschlägt, und versplittert, und die zumalen auch den Religionsfond um viele tausend, ja um Millionen oft verkürzet hat.

Ein Landeschef, Minister, oder Präsident, um seiner eigentlichen Bestimmung zu entsprechen, sollte ein Mann von Gewissen, ohne Eigennutz, von Rechtschaffenheit, ein Mann voll Anstand, Autorität und vieler Bescheidenheit, von grosser Erfahrung, und besonderer Einsicht, von vielen Kenntnissen, besonders in Bezug auf mehrere Länder, folglich in allen Fächern wohl bewandert, leutselig, ohne Stolz, ganz rücksichtslos und unparteiisch, das ist, von keiner Leidenschaft oder Vorurtheil, sondern nur für das Wohl des Landesfürsten, und des seiner Aufsicht anvertrauten Landes, eingenommen, somit durchaus nur gerecht und billig seyn.

Zu einer glücklichen Regierung kommt alles auf die Auswahl guter rechtschaffener Minister an, und dieses möglich zu machen, wird erfordert, daß der Mann, der zum Minister oder zum Steuerruder des Staats gewählet werde, nicht nur Verstand und Klugheit habe, sondern er muß auch eine Gewissens-Zärtlichkeit, Bescheidenheit gegen jedermann, reine Gottesfurcht, viel Erfahrung, tiefes Nachdenken, kluge Vorsicht und Bedächtlichkeit, Liebe zur Ordnung und Arbeit,

Rechtschaffenheit, einen standhaften Muth und ächte Treue gegen seinen Herrn und dem Staat besitzen. Ein guter Minister soll die schriftliche Unterhaltung mit allerhand Menschen innerhalb und ausserhalb Landes nicht gering schätzen, oder vernachlässigen. Seine Theilnehmung ist Beruhigung und Ermunterung der Betrübten, Trost, wo er nicht gleich und nicht ganz helfen kann, es knüpft das Band mit allen Gliedern des gemeinen Wesens fester, befördert den Gemeinsinn, macht Liebe und Vertrauen, entdeckt manche gute und schlechte Sachen, hilft auf Spuren von Verbesserungen, die sonst unbekannt blieben, zieht das schüchterne und verborgene Talent und Verdienst hervor, entdeckt manche Noth, der man helfen, manche Mißbräuche, denen man abhelfen kann, hilft den Guten zu ermuntern, den Schläfrigen zu schütteln, den Zweideutigen zu warnen, Zänkereyen, Eifersucht, Neid ꝛc. in der Stille zu dämpfen, und befördert unendlich den Gang der Geschäfte, je genauer man die Menschen kennt, durch welche sie besorgt werden. Ein Regent, der nun einen solchen Mann zum Minister wählt, dessen Regierung wird gewiß glücklich seyn. Als solche Minister, die so rechtschaffen gewesen, ihre Herren und Staaten glücklich gemacht haben, können Seld, Granvelle, Ximenes, Sully, Oxenstirn, der grosse aber unglückliche Görtz; Hertzberg, Pitt

Vater und Sohn, dieses leztern standhafter Muth bei gegenwärtigen stürmischen Zeiten kann nicht genug bewundert werden, Thurgot und Bernstorf, zum Beispiel dienen. O möchte doch mancher Minister einen dieser grossen Männer zum Muster nehmen, und sich nach selbigem bilden! Unendlich besser würde dieses seyn, als daß mancher, den größten Theil des Tages mit dem Rosenkranz, Gebetbuch, Chemie, Alchemie, Wünschelruthe, mit einem Freudenmädchen, einer Bouteille, mit einem Juden, Lieferanten, oder Wucherer, mit dem theuren Schwedenburg, mit Geistersehen und Geisterbannen, zubrächte. Ja unendlich nützlicher würde es für den Regenten und Staat seyn, wenn mancher Minister sich mit der Geschichte eines solchen grossen Mannes unterhielte, als nach seiner Schwärmerei, Besuche von den lieben Heiligen, und dem Herrn Jesu anzunehmen. Der Heiland muß in dem Herzen eines Rechtgläubigen wohnen, nie kommt er aber mehr auf die Welt, um Menschen zu besuchen. Man muß in der That sehr klein seyn, und den Verstand verlohren haben, wenn man das Schwärmen so weit treiben kann. Und dieses alles geschiehet doch in unserm aufgeklärten achtzehnten Jahrhundert.

Ein Minister muß ferner, gleichwie der Regent, Mitvater von dem Staat seyn. Er muß einen jeden anhören, seine Thüre muß so

gut für den Bettler, als für den Höfling und Edelmann offen seyn. Er muß einem jeden so viel als in seiner Macht steht, suchen zu helfen. Als Muster eines solchen Ministers kann ich hier den jetzigen königl. Sardinischen Kriegsminister Marquis von Cravanzane anführen. Dieser ist nicht nur ein äusserst gewissenhafter Mann, der jedem Militair bei seinem Monarchen Recht verschafft, und hilft, wo er nur helfen kann: sondern er besucht noch in Person die Wohnungen der Armen und die Spitäler, und theilet unter den Kranken und Armen ansehnliche Geldsummen aus. Diese seine Visiten geschehen nicht selten, sondern die Woche einigemal. Auf diese löbliche Art verwendet dieser grosse Minister einen merklichen Theil seiner grossen Reichthümer. Nie muß der Minister den Sophisten, nie den zweideutigen Mann machen. Seine Worte müssen stets Wahrheit seyn. Nie muß er jemanden was versprechen, was er nicht weiß sicher zu halten. Der ehemalige Churpfälzische Minister von Beckers mag hier zum auffallenden Beispiel dienen. Er empfing immer jedermann mit einer ausserordentlichen Freundlichkeit und war übernatürlich höflich. Er versprach jedermann zu helfen, und sehr oft in Sachen, wo er nicht helfen konnte, und unter lauter hoffnungsvollen Komplimenten begleitete er jedermann bis ins Vorzimmer, und

sehr oft bis an die Treppe. Kaum hatte er aber die Person oder den Fremden verlassen, so sagte er ganz laut, und gemeiniglich, daß solches seine Bedienten höreten: Ja geh du nur zum Teufel, nichts will ich für dich thun. War das nun nicht eine rechte gottlose Aufführung von diesem falschen Minister? Der Minister von Zettwitz, auch ehemaliger Churpfälzischer Minister, kann hingegen zu einem gegenseitigen Beispiel dienen. Dieser rechtschaffene Mann handelte immer als ein deutscher Biedermann, und sagte gleich geradezu, was ein jeder zu hoffen hatte. War das Begehren, was einer suchte, nun billig, so sagte er: Sie haben eine gerechte Sache, und ich werde mich für Sie bei meinem gnädigsten Churfürsten verwenden. Oder Sie haben Recht, der Churfürst muß Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ich werde dafür sorgen, daß es geschiehet. Bat ihn hingegen jemand um eine unbillige Sache, so erhielt er von ihm folgenden kurzen Bescheid. Ihr Begehren ist unbillig, ich kann nichts für Sie thun. Ich werde vielmehr meinem gnädigsten Churfürsten sagen, daß sie unrecht haben, er soll nichts für sie thun. So sprach und handelte hingegen dieser aufrichtige Minister. Jedermann verließ

ihn trostvoll, indem er wußte, was er zu hoffen hatte. Ein Minister, der so handelt, wie Zettwitz that, kann unmöglich Ungerechtigkeiten begehen. Der größte Theil der französischen Minister handelte nie so aufrichtig. Denn Richelieu, Mazarini, Chamillard, Louvois, du Bois, Law, Bellisle, Choiseul, Montbarrey, Terray, Calonne, Neker, Brienne u. s. w. stürzten ihre Monarchen und den Staat in unnöthige und überflüssige Kriege, machten, daß ihre Monarchen mit den übrigen Monarchen und Souverains von Europa in einem beständigen Haß und Feindschaft lebten, saugten das Mark ihrer Unterthanen aus, machten diese gänzlich arm, bereicherten hingegen sich und ihre Familien, verschwendeten die Finanzen, und versezten ihre Monarchen und das grosse Königreich in eine unerhörte Schuldenlast, welche endlich die jetzige betrübte Revolution hervorbrachte. Schlechte Minister stürzen immer den Regenten und Staat ins Verderben. Sie sind gemeiniglich die Urheber der vielen verderblichen und unglücklichen Kriege, dieses nennen sie, ihren Regenten Beschäftigung geben, damit sie während dem Kriege im Trüben fischen, allerlei Handel oder besser zu sagen, allerlei Wucher, treiben, neue Auflagen zur Kriegssteuer machen, eine höchst schädliche Theurung zur Verzweiflung der Unterthanen unterhalten, die Fi-

nanzen zersplittern, und neue Staatsschulden, um auch davon ihre Procente zu ziehen, machen können. Durch solche Minister werden Staaten gänzlich ruinirt, und die Regenten führen eine traurige und unglückliche Regierung. Alle Staaten, die so viele und beständige Kriege führen, gehen endlich zu Grunde, und stürzen ein. Im Anfange oder bei ihrem Entstehen, kann es gerathen, daß sie sich vergrössern, und Eroberungen machen. Allein wenn der Staat beständig Krieg führt, und wenn er auch bis zu einem Kolos gestiegen ist, so fällt er zuletzt auf einmal zusammen. Denn beständige Kriege erschöpfen den größten Schatz, verderben die Sitten, und erwecken zulezt ein allgemeines Murren, welches sich gemeiniglich mit einer Revolution endiget. Möchten doch alle solch gesinnte Minister diese angeführte Folgen erst wohl erwägen, ehe sie ihren Regenten zu einem Kriege riethen. Wie sehr können noch beinahe in allen Staaten die Bevölkerung, der Ackerbau, der Handel, die Wissenschaften und Künste verbessert werden. Was sind das nicht alles für grosse Felder, wo der Minister, der ein wahrer treuer Diener seines Herrn und guter Patriot des Staats ist, sein Genie zeigen kann? Hierdurch kann er seinem Regenten und sich einen unsterblichen Namen machen. Mit Austroknung der vielen öden Plätze, Sümpfe, Morä-

ſte, Seen und Teiche, Anbauung neuer Städte und Dörfer, und Vermehrung der Bevölkerung, macht er Land und Unterthanen glücklich. Endlich mit auf gute Erziehung und Verbesserung der Sitten zu sehen, iſt auch eine Hauptpflicht seiner Würde. Es iſt übrigens sehr leicht zu sehen, ob ein Reich im Fallen oder Steigen iſt. Wenn daſſelbe schwache, kurzſichtige, ſtolze, (dumme Menschen ſind immer ſtolz) kleine und untreue Miniſter hat, und wenn die Armee nicht disciplinirt iſt, wenn die Offiziers keine Ehrfurcht vor ihrem Souverain, keinen Reſpekt gegen ihre Vorgeſetzte haben, nicht einig unter einander leben, zu viel Stolz und Präſumption gegen Fremde und andre Perſonen zeigen, und wenn endlich Offiziers und Soldaten der Weichlichkeit und Wohlleben ergeben ſind, ſo iſt ein Reich ſtark im Fallen. Wenn ein Reich hingegen kluge, weiſe, gerechte, thätige, einſichtsvolle und getreue Miniſter hat, und wenn die Armee eine gute Mannszucht hat; wenn die Offiziers ihren Regenten lieben, ihre Vorgeſetzte ſchätzen, einig zuſammen leben, keinen Stolz und Präſumption gegen Fremde und andre Stände äuſſern, und wenn ſie und die Soldaten ganz von aller Weichlichkeit entfernt ſind, o ſo iſt ein ſolches Reich gewiß ſtark im Steigen!

Man betrachte nun Frankreich, wo über tauſend Regenten auf einmal regieren, welche alle

den Staat aussaugen und sich bereichern, wo Millionen andre ehrgeizige Menschen nichts als Kabalen und Intriguen spielen, um einander Brod und Ehre zu rauben, und ganze Millionen von Unterthanen, ohne Schutz und Sicherheit von allem nöthigen entblößt, in dem größten Elende leben, weil keine Religion mehr bekannt, kein Gesetz mehr befolgt, keine Moral mehr vorhanden, und die Sittenlosigkeit bis zur äussersten Wildheit gestiegen ist. Welcher vernünftige Mann wird sich wohl wegen einigen tollen und ehrgeizigen Menschen eine Revolution, wie die französische ist, wünschen! Oder welcher vernünftige und unpartheiische Mann wird sich entschliesen können, sein ruhiges Vaterland zu verlassen, und nach Frankreich gehen, um dort in der Anarchie zu leben?

Achtes Kapitel.

Vom Militair-Stand.

Der Militairstand ist hauptsächlich die Stüzze aller Thronen, Regierungen und Staaten. Als eine solche mächtige Stütze muß derselbe nun betrachtet, behandelt, geehrt und belohnt werden. Alle grosse Regenten werden vorzüglich

ihr Hauptaugenmerk auf diesen Stand richten, denselben zu verbessern suchen, und nach Würde belohnen. Regenten richten nur ihr Hauptaugenmerk auf den Militairstand, wenn sie beständig eine stehende Armee oder Korps Truppen unterhalten. Dieses hat nun das doppelte Gute an sich, erstlich wird durch eine stehende Armee, oder Korps Truppen, die Sicherheit im Staat gegen alle Unordnungen erhalten; zweitens hält der Regent hiermit seine Nachbarn in die gehörige Schranken, und ist gesichert gegen alle feindliche Angriffe. Diese Truppen müssen aber mehr aus Einländern, weil man sich auf diese mehr, als wie auf Ausländer verlassen kann, bestehen. Hierzu können nun die Provinzen in Regiments-Kantons eingetheilt, und jedem Regiment eine Anzahl Städte und Dörfer, aus welchen dasselbe seine einheimische Rekruten ziehen kann, eingeräumet und zugewiesen werden. Durch eine gute Mannszucht, die bei guten Truppen immer herrschen wird, werden nun die gemeinen Leute gebildet, gewöhnen sich zur Ordnung, und lernen Lebensart. Welcher Nutzen für die arme Bürger und Landleute!

Hat der Staat hingegen nicht junge Mannschaft genug, um seine Truppen vollzählig zu machen, alsdann stellt man ausländische Werbungen an, wirbt Ausländer und vermischt die-

se mit den Einländern in Regimenter. Durch diese Vermischung gewinnt der Regent, daß die Fremden die Sitten und Gebräuche des Landes annehmen, und sich in den National-Charakter schicken lernen. Er gewinnt also hierdurch ungemein mehr, als wenn er ganze ausländische Regimenter errichtet; denn diese werden ihn immer mehr kosten, und schlechter dienen, als wie die einheimischen Regimenter, dieweil sie sehr selten vollzählig seyn, und sehr oft harmonieren die Offiziers von dergleichen Regimentern nicht gut zusammen, und machen den Regenten vielen Verdruß. Was kann also mit schwachen Regimentern, von denen die Offiziers nicht zusammen harmonieren, gethan und ausgerichtet werden? Gewiß in Friedenszeiten nicht viel, und im Kriege gar nichts. Zu guten Truppen gehören vorzüglich gute Offiziers und Unteroffiziers. Die Königlich Preussische Armee kann unpartheiisch hier zum Muster mit dienen. Ihre Offiziers sind nicht nur in ihrem Metier ganz unterrichtet, sondern die mehresten besitzen ausser den nöthigen Kriegskenntnissen noch grosse Einsichten und Kenntnisse von allen übrigen Wissenschaften. Und die preussischen Unteroffiziers sind alle Leute, die den Dienst gleichfalls verstehen. Mit einer solchen Armee kann man aber auch Thaten verrichten. Sind gute Vorgesetzte vorhanden, o so ist der gemeine Mann bald

geübt und gebildet. Zu erstern können vorzüglich junge Edelleute, und junge Leute aus guten Bürgerfamilien genommen werden. Zu leztern nimmt man gemeiniglich Soldaten von einer guten Aufführung, die geschickt sind, und den Dienst verstehen. In einer gewissen europäischen Armee, die ich nicht nennen will, stellt das Offizierkorps in vielen Regimentern ein recht schönes und buntes Durcheinander vor. Denn beinahe in einem jeden Regiment findet man unter den Offiziers Prinzen, Grafen, Barons, alte und neue Edelleute, Beamtensöhne, Kaufmannssöhne, Bürgers- und Bauerssöhne von zehen, zwölf, ja von zwanzig verschiedenen Nationen. Diese sonderbare Zusammensetzung der Offiziers kommt hauptsächlich daher, weil die Herren Regimentsinhaber selten bei ihren Regimenter sind, ja manchmal selbige in ihrem ganzen Leben nie sehen. Sie kennen folglich ihre Offiziers nicht, und lieben selbige daher auch nicht, wie eigentlich zärtliche Väter ihre Kinder lieben sollen, gleichwohl ernennen, und machen sie als Regimentschefs die Offiziers. Diese Ernennung geschiehet aber selten nach Gerechtigkeit und Verdienst. Denn sehr oft machen sie ihre Schreiber und Kammerdiener, oder den Sohn von ihrer Haushälterinn, oder ein junges Prinzchen, der noch mit Windeln bedient wird, zum Offizier, wo alsdann nicht nur

der Kadet, sondern auch noch sehr oft der schon lange gediente und mit Wunden bedeckte, verdienstvolle, brave Offizier zurück gesezt wird. Weil nun das Offizierkorps aus so verschiedenen Menschen-Klassen zusammen gesezt wird, die sehr verschiedene Erziehungen erhalten haben, so herrschet auch nie eine Harmonie und ächte Freundschaft unter ihnen. Mit solchen Offiziers, die sich nicht zusammen verstehen, wird der Regent in der That in Friedens- und Kriegszeiten nicht gut bedient. Sie haben auch zu wenig Kenntniß, und zu wenig Lust, um noch etwas als Offizier zu lernen, und werden auch von niemanden hierzu angehalten. Manche dieser Herren erfüllen ganz Rabeners Sprichwort. Kleider machen Leute. Und sie denken, die Uniform macht Offiziers. Die Dienstobliegenheiten können dahero auch unmöglich von solchen Offiziers gut verrichtet werden. Dieses habe ich mit meinen eignen Augen gesehen, wovon ich nur ein paar auffallende Beispiele hier anführen will. In diesem Kriege sahe ich, und zwar im Monat Hornung, wo es folglich noch sehr kalt ist, einen aus vielen Wagen bestehenden Transport Rekonvaleszirte ankommen. Alle diese Halbgenesene saßen auf Bauernwagen, auf welchen nicht ein Halm Stroh oder Heu war. Ein Theil dieser Leute war ohne Schuhe, ein ander Theil ohne Strümpfe,

sehr viele von ihnen waren ganz ohne Schuhe und Strümpfe, und auf den Wagen lag, wie schon gesagt, weder Stroh noch Heu. Ihre Rökke und Hosen waren alt, abgetragen und zum Theil auch zerrissen. Mit einem Wort die guten Leute zitterten vor Kälte, ihre Hände und Füsse waren geschwollen, und sie glichen mit ihrer elenden Mine halbtodten Menschen. Hätte nun der Herr Lieutenant, der diesen Transport führete, nicht dafür sorgen sollen, daß die Leute bei ihrem Abmarsch mit Schuhe und Strümpfe gehörig wären versehen worden? Hätte er nicht für Heu und Stroh sorgen sollen, daß die armen Leute ihre nacketen Füsse hätten darinn einwickeln können? Was kann ein Kenner von einem solchen Offizier denken? Und wie wird ein solcher Offizier von dem Publikum, welches solche Barbarei siehet, beurtheilet? Aus dem nemlichen Dienst habe ich beständig gesehen, daß die Offiziers, die Detaschements oder Kommandos führen, gemeiniglich ein paar Tage später als wie ihr Kommandos abgehen, und selbige von den Unteroffiziers führen lassen. Sehr oft sehen die Offiziers auf dem ganzen Weg nicht einmal ihr Kommando, sie besuchen überall ihre gute Freunde und Bekannte, sie treffen auch an dem Ort ihrer Bestimmung gemeiniglich ein, oder mehrere Tage vor ihrem Kommandos ein, damit sie von ihrer Lustreise und Luststrapatzen

ausruhen können. Bei solchen Führungen der Kommandos kann man sich nicht genug vorstellen, was da für eine Menge erschreklicher Ausschweifungen vorfallen. In diesem jetzigen französischen Krieg habe ich gesehen, und zwar, wo der Feldzug noch nicht geendiget war, aus den nemlichen Truppen eine Menge Offiziers in Urlaub gehen, um ihre Eltern, Frauen und Anverwandten zu besuchen. Unter diesen sahe ich auch einen Staabsoffizier, der sein Weibchen, die wirklich schön und ungemein artig war, besuchte. Dieser war nicht mit den Lustbarkeiten seines Wohnorts, welches eine schöne Stadt war, wo man sich herrlich lustig machte, zufrieden, sondern er führete seine Frau nach Italien, und brachte dort die ganze Karnevalszeit zu, und gieng erst nach Verfluß derselben zur Armee wieder zurück. Ohngeachtet er nun Monate lang von der Armee geblieben war, so avanzirte er doch bei seiner Zurückkunft.

In dem nemlichen Feldzug geschahe es aber auch, und just in Abwesenheit dieser Menge Offiziers, daß diese Truppen von dem Feinde überfallen wurden, und einen Rückzug, der einer der allertraurigsten war, machen mußten. Bei diesem Ueberfall geschahe es nun, daß Majors ganze Regimenter, Hauptleute ganze Bataillons, und Fähnrichs Kompagnien führeten. Die übrigen Dienstobliegenheiten werden sehr

oft eben so lau verrichtet, die Lazaret- oder Spitalvisiten aber leider am allerlauesten. Hier in diesen schon traurigen Orten leidet die Menschheit erschrecklich. Hier müssen sehr oft nur achtzehn Pfund Fleisch für einhundert und zwanzig Kranke hinreichend seyn. Was giebt das nicht für elende Kraftbrühen und Suppen? Verdient nun nicht ein solcher Spitalaufseher oder Spitaldirektor, ein solcher gewissenloser Dieb, daß er auf der Stelle gehangen werde? Hier im Spital leidet nicht nur der Soldat oft Mangel an allem, sondern sehr oft findet man einen armen Kranken ohne Hemde ganz nackend in der elenden Decke eingehüllet im Bette liegen. Zur kahlen Entschuldigung giebt man vor, es wären keine Spitalhemder mehr vorhanden. Ei! warum werden keine gemacht? dem Regenten werden sie doch angerechnet, derselbe muß sie theuer genug bezahlen. Ein Mann von Gefühl, von Mitleiden durchdrungen, erbebt bei einem solchen traurigen Anblick, und beklagt im Stillen den Regenten, der so übel bedienet wird. Kennern überlasse ich es, zu beurtheilen, was ein Offizier verdient, der bei seinen Spitalvisiten solche Unordnungen verschweigt und sie nicht gehörig anzeigt. Bei vielen Truppen ist es der Regiments-Chirurgus, der die Kranken verpflegt, und ihre Löhnung so lange, als wie sie krank sind, erhält. Allein ich habe sehr wenige von diesen Herren gekannt,

die empfindliche Herzen gegen die Kranken hatten. Gemeiniglich wollen sie von diesen Löhnungen noch einen grossen Profit in ihre Taschen stecken. Sie lassen die arme Kranken bis an den lezten Hauch ihres Lebens Kommisbrod essen, ohne die erforderliche Medizin, unreinlich, kalt liegen, und vernachlässigen selbige in allen Stücken. Auf diese Art verlieren die Regenten jährlich tausend und tausend der tüchtigsten Soldaten, von welchen sehr viele, weil sie sich ganz hülflos sehen, voller Verzweiflung sterben. Diese schlechte Aufsicht in den Lazarethen und Spitälern herrschet bei mehreren Truppen. Es ist schändlich und höchst unverantwortlich, daß man mit dem kranken armen Soldaten, der treu gedienet hat, so gottlos umgehet. Dahero entstehet aber auch oft die grosse Desertion in einer Armee. Es geschiehet aber keine Desertion ohne eine gegründete Ursache. Die mehresten Soldaten verlassen nur ihre Fahnen wegen der schlechten Aufsicht und Pflege, weil sie oft Mangel an den nothwendigsten Sachen leiden.

Das harte Betragen gegen den gemeinen Mann geht aber noch weiter. Ich habe in dem stärksten Winter den armen Soldaten den ganzen Tag in einem leinenen Kittel in allen Strassen herumlaufen gesehen Ich habe die Schildwachten beinahe den ganzen Winter ohne Mäntel gesehen, und wenn sie welche hatten, so

waren diese schon seit zehn, zwölf und mehreren Jahren getragen, und schützten folglich den armen Mann nicht wider die Kälte. Die Kommandanten waren zu gute Männer und konnten solche Unordnungen nicht steuern, und die Gouverneurs waren oft Civilpersonen, die verstanden nicht, was zum Militair gehört, und leider Gottes! haben diese Exellenzherren doch über den Soldaten, ohne jemals selbst Soldat gewesen zu seyn, zu befehlen. O möchte doch der Regent alles dieses wissen! Wer sagt es ihm aber? Ich könnte noch eine Menge solcher unmenschlichen Handlungen von unserm Soldatenstande hersetzen und erzählen; allein ich will es bei diesen bewenden lassen. Vielleicht ist mein Schwarzes-Ungeheuer von einer guten Wirkung. Dieses gebe Gott!

Alle Regenten thun sehr wohl, wenn sie wenige oder gar keine fremde Offiziers in ihre Dienste nehmen, zumal, wenn diese aus leicht- oder besser zu sagen, aus übeldisziplinirten Diensten kommen. Denn die mehresten solcher fremder Offiziers bringen gemeiniglich neue üble Gebräuche mit, verderben die Einigkeit im Offizierkorps, bequemen sich selten oder doch zum wenigsten mit harter Mühe der guten Subordination, und geben nicht nur oft durch ihre freie Reden, über ihre Vorgesezten, die sie oft in Gegenwart des gemeinen Manns führen, ein

sehr böses Beispiel. Durch dieses üble Betragen verliert der Vorgesezte sein Ansehen; denn die Offiziers verlieren gegen denselben den Respekt, und der gemeine Mann den Gehorsam, und die Dienstobliegenheiten werden sehr lau vollzogen.

Durch solche leichtsinnige Reden, oder besser zu sagen, durch solche kühne Musterungen über Generals und Staabsoffiziers, welche in der französischen Armee sehr üblich waren, und welche hauptsächlich im Dienst und beim Exerziren geschahen, fiel mit einmal die Subordination in der Armee. Die Offiziers scherzten und spöttelten sich einander immer in Gegenwart des Soldaten. Hieraus entstand nun eine ausserordentliche Familiarität unter Offiziers und dem gemeinen Mann, die immer mit Kühnheit weiter gieng, bis endlich das erste Regiment, die königliche Garde, den ersten Schritt zur Revolution machte. Die übrigen Regimenter folgten sehr bald der treulosen Garde. Nun wurden auf einmal Ordnung und Subordination aufgelöset. Die Soldaten rebellirten gegen ihre Offiziers, jagten diese fort, viele, vorzüglich die Obersten, nahmen selbst die Flucht, die Soldaten machten sich selbst zu Offiziers, und der beste von Frankreichs Königen mußte den Tod auf dem Blutgerüste bluten.

Wäre der König hingegen Soldat gewesen, hätte er seine Armee besser gekannt, wäre diese besser diszipliniert gewesen, und wären die mehresten Obersten, und Offiziers nicht die ersten gewesen, die ihren König und ihre Regimenter verlassen hätten, o so würde Ludwig XVI., dieser gute Monarch, noch leben! Diese schnelle und gänzliche Auflösung der französischen Armee ist leider auch eine traurige Folge mit von dem heutigen übertriebenen Luxus. Der Luxus stieg auf den höchsten Grad in Frankreich. Alle Stände wurden von ihm hingerissen, auch der Militairstand, in welchem Bequemlichkeit, Weichlichkeit und Wollust sich so sehr einschlichen, daß die Chefs und viele Stabsoffiziers stets am Hofe und in dem galanten Paris lebten, alle Pracht und wollüstige Schwelgereien mitmachten. Ein gleiches that der größte Theil der Offiziers in den Garnisonen; denn diese Herren tanzten, spielten, gastirten, machten den Damens die Aufwartung, tändelten mit den Griesetten, (unter diesem Namen versteht man in Frankreich den größten Theil der bürgerlichen Mädchens) vergaßen sich mit den Freudenmädchens, vernachlässigten den Dienst, bekümmerten sich nicht um ihre Soldaten, die sie nicht einmal mit Namen kannten, noch vielweniger wußten, was diese für Fähigkeiten besaßen, und so hiengen sie alle Dienst-

obliegenheiten an den Nagel. Die Unteroffiziers und Gemeinen machten auch ihre tägliche Besuche dem Frauenvolk, spielten in vielen Bürgerhäusern den Meister, saßen den ganzen Tag in den Wirthshäusern, machten Schulden, und hielten so gut, wie die Offiziers, ihre Festins und Bälle, und besuchten auch das Theater. Alles unterhielt sich, um sich die Zeit auf eine mehr wollüstige als angenehme Art zu vertreiben. Der Dienst wurde nach Bequemlichkeit versehen. Alle Truppen in der Welt, die eine solche Lebensart führen, verlieren merklich von ihrer Vollkommenheit, sie fallen und sind dem Umsturz ihrer gänzlichen Auflösung sehr nahe. Zu den Unordnungen der französischen Armee half noch, daß der Kriegsminister that, was er wollte. Denn dieser und seine Unterbeamte von seinem Büreau machten Offiziers, und vergaben Stellen auf Empfehlungen ihrer Frauen, oder guter Freundinnen. Auf diese Art wurden viele Kinder und mancher reiche Ignorant, welche zusammen nichts von dem Soldatenstande verstanden, Offiziers. Auf diese Art verfiel das französische Militair, und der gute König, der seine Armee nicht kannte, weil er selbige niemals sah, konnte alle diese Uebel, die schon zuweit gekommen waren, nicht mehr abhelfen. Dahero kam es nun, daß gleich beim Anfang der Revolution die mehresten Militairchefs und viele Offiziers,

anstatt auf ihren Posten zu bleiben, und den Tod für ihren König und für das Vaterland zu bluten, ganz kleinmüthig (denn ein Wollüstling ist gemeiniglich feig) die Flucht ergriffen, und den Soldaten Meister seyn liessen. Nun spielte dieser den Offizier, an welchen sich der Johann Hagel schloß. Dieser, oder die sogenannte Ohnehosenmänner, die verdorbene Armee und die Rebellenzunft, wälzten auf einmal ganz Frankreich um, brachten alles in Unordnung und versezten durch ihre Greuelscenen das ganze Königreich in die größte Barbarei, in welcher es noch, und Gott weiß! wie lange, seufzen wird In keiner andern Armee, und in keinen andern Truppen würden aber, glaube ich, die Unordnungen so weit gekommen seyn. Ueberall würden die Offiziers für ihre Souverains und für ihr Vaterland den ehren- und ruhmvollen Tod geblutet haben. Aus diesem einzigen Beispiele siehet man, wie schädlich es seye, und was es für üble Folgen haben kann, wenn erstens Untergebene über ihre Vorgesezten spötteln und ihre Fähigkeiten taxiren; und zweitens, wenn der Luxus mit allen seinen üblen Folgen in einer Armee einreißt. Ich könnte mehrere dergleichen Beispiele und zwar von verschiedenen Truppen anführen, denn diese beide Uebel haben schon sehr weit um sich gegriffen; allein ich will es bei diesem einzigen bewenden lassen.

Doch werde ich vom Luxus noch nachgehends ein paar Worte sagen. Zu guten Truppen gehört eine gute Disziplin. Diese Mannszucht muß nicht eisern oder tirannisch, jedoch aber sehr scharf und strenge seyn. Weil ich hier kein Reglement schreibe, so will ich auch nicht alles anführen, was eigentlich zur guten Mannszucht gehört. Ich will nur einen einzigen Hauptfehler, nemlich das Raisonnieren beim gemeinen Mann, und das Einwenden oder Vorstellen beim Offizier, welches man auch wohl den größten Militairfehler nennen kann, gedenken.

Auf das Raisonnieren von dem gemeinen Mann, welches die Subordination und alle gute Ordnungen über den Haufen wirft, sollte eine exemplarische Strafe gesetzt werden. Dieser Fehler sollte gleich das erstemal mit Spießruthen, und das zweitemal ohne Gnade mit dem Tode bestraft werden. Denn der Raisonneur ist der schlechteste und gefährlichste Soldat. Das Laster des Raisonnierens muß also ganz und auf ewig aus dem Militairstand verbannt werden. Was nun die Einwendungen oder Vorstellungen der Offiziers gegen ihre Vorgesetzte auf Befehle, die den Dienst anbelangen, betrift: so werden selbige nie von dem Offizier, der seinen Stand liebt, gemacht werden; und derjenige, der den Militairstand als eine zu harte Bürde betrachtet, thut besser, wenn er seinen Abschied

nimmt, denn ein jeder Subalternoffizier muß die Generals- oder Feldmarschallswürde, nach welcher er laufen will, zu seinem Ziel fest setzen. Dahero soll er alles bittere in den Unterstellen mit Geduld tragen, und bei den größten Ungemächlichkeiten denken: Wenn ich eine Kompagnie bekomme, Staabsoffizier oder General seyn werde, alsdann wird es besser gehen. Mit diesem trostvollen Gedanken wird er alles überwinden können. Denn die Vorgesetzten sind keine Engel, sie sind Menschen, folglich können sie sich zu Zeiten auch irren. Derjenige Offizier hat sich also nichts vorzuwerfen, welcher gehorsamet und in allen Stücken die Pflichten des Dienstes pünktlich befolgt. Derselbe wird sicher sein Glück machen.

Ich sage nicht zu viel, wenn ich sage, daß seit dreisig Jahren beinahe alle Truppen von Europa sich ausserordentlich verändert haben. Die mehresten haben an ihrer Vollkommenheit, an ihrer innern Güte abgenommen. Sehr wenige sind das geblieben, was sie waren, und noch weit wenigere haben sich verbessert, und sind vollkommener geworden. So stark hat sich der ächte reine Sinn: Soldat wahrer Kriegsmann, verlohren. Wenn einige Helden und grosse Kriegesmänner, die seit dreisig Jahren schlafen gegangen sind, aus ihren Gräbern aufstün-

den, wie würden sie staunen und sich entsetzen, wenn sie bei den mehresten Truppen die alte Subordination, die ehemalige Disziplin, gute Ordnung, und den ächten Sinn des Soldaten, der zu ihrer Zeit so allgemein herrschte, nicht mehr fänden! Gewiß alle diese Helden würden sagen: Ach Gott! wir kennen die mehresten dieser Truppen nicht mehr; wir können sie nicht führen, wir mögen nicht mehr dienen, und würden zu ihren Gräbern zurückgehen, und sich von neuem begraben lassen. Diese alte Helden würden aber recht haben. Denn der Luxus, der heut zu Tage leider alles in der Welt verdorben hat, hat auch, ich sage nicht alle, aber die mehresten Truppen, verdorben. Was für ein Apparat! Was für ein Prunk! Und welch ein ungeheurer Troß bei den mehresten heutigen Truppen, wenn sie ins Feld rücken und Krieg führen. Hier siehet man ein paar tausend Wagen mehr, als wie in den ehemaligen Kriegen. Denn jetzt siehet man bei den Armeen Wagen mit Wild; Wagen mit allerlei Geflügel; Wagen mit allerlei Weine; Wagen mit allerlei nöthigen Meubles, als ohne welche man nicht mehr Krieg führen kann: und da siehet man Wagen mit Betten; Wagen mit Stühlen, mit Tischen, mit Wiegen u. s. w.; Wagen mit Offiziersdamen, die sehr oft mit Mannschaft bedeckt werden. Sind es Damen, die zur

Kavallerie gehören, so werden sie von Kavalleristen begleitet, gehören sie zur Infanterie, so werden sie durch einige Mann von dieser bedeckt. Nach den Offizierdamen-Wagens kommen nun die Offiziers-Wägen, die ganze Kolonnen ausmachen; denn bei vielen Truppen haben heut zu Tage sogar die Fähnrichs ihre Wagen, und bleiben in selbigen, so wie alle übrige Offiziers, auf dem Marsch sitzen, und lassen in Gottes Namen ihre Truppen marschieren, wohin sie wollen. Dahero sind aber auch die viele Exzesse auf dem Marsch von manchen Truppen in diesem Kriege begangen worden. Ja es sind Treffen vorgefallen, bei welchen sehr viele Offiziers zu spät gekommen, und dieses geschahe wegen den lieben Wagen. Endlich machen, ohne die Proviant-, Munitions- und Rüstwagen zu gedenken, die Wagen mit den Unteroffiziers-Frauen, mit den Soldaten-Weibern, mit den Kindern, mit den Intendanten, Maitres d'Hotels, ohne welche man keinen Krieg mehr führen kann, mit den Köchen, Köchinnen, Küchenjungens, Wäscherinnen, Näherinnen, Marquetenders, Beiläufern und Beiläuferinnen u. s. w. den Beschluß. Nun bedenke man bei solcher Wagengeschichte, wie die Länder mitgenommen, wie die Wege in Grund und Boden verdorben, wie die Operationen gehemmet werden, und was der Feind

über eine Armee, die ein solches asiatisches Gefolge nach sich schleppt, für Vortheile gewinnt.

In den Wagen bestehet der jezige Soldatenluxus nicht allein; denn nun kommen erstlich viele Herren Generals mit ihren grossen Adjutanten, Galopins und Bedientengefolge. In den vorigen Kriegen hatte ein jeder General nur einen Adjutanten, und der General, der ein Korps oder Armee kommandirte, hatte zwei Adjutanten, und die nöthigen Ordinanzoffiziers. Jezt aber haben Generals in den mehresten Armeen, die nur eine Brigade kommandiren, ihre Generaladjutanten, Leibadjutanten, gewöhnliche Adjutanten, und eine Menge Unteradjutanten, Galopins und Ordinanzoffiziers. Alle diese Herren brauchen mehr Pferde, wie sonst, weil sie recht viel reiten müssen; denn bei einem solchen Troß gehet der Marsch sehr langsam, folglich werden auch natürlicher Weise mehr Befehle gegeben. Wenn nun gleich diese Menge Befehle nicht allemal nothwendig sind, müssen selbige doch vor dem Publikum, um recht thätig zu scheinen, gegeben werden. Möchten alle solche Herren Generals, und wenn es auch Prinzen sind, die solchen Prunk lieben, doch bedenken, daß sie mit diesem eitlen asiatischen Gefolge sich nicht mehr Respekt, nicht mehr Hochachtung, und sich nicht mehr Liebe von den Offiziers, von den gemeinen Soldaten und von der übrigen Welt

erwerben. Sie setzen sich vielmehr durch eine solche übertriebene Pracht, die dem Helden, dem wahren Kriegsmann nicht angemessen ist, der Gefahr aus, die Liebe von jedermann zu verlieren. Der Soldat, der nicht durch weichliche Wollust verdorben ist, wird bei Erblickung eines prunkvollen und prachtliebenden Generals sagen: Das ist nicht unser General, das ist nur ein süsser geputzter Hofmann, der nach Hof in die Antichambre gehört. Was würden die grossen Türenne, Catinat, und Zieten, die äusserst einfach waren, von solchen prachtliebenden Generals denken? Was würden Carl XII. und Friedrich der Grosse, diese unsterbliche Monarchen, von diesen dem Luxus ergebenen Generals sagen?

Ausser den Generals haben die Stabsoffiziers, Hauptleute und Subalterne alle mehr Wagen, Pferde und mehr Troß, wie ehemals. Ich weiß, daß mancher Oberst allein vierzig Pferde in diesem gegenwärtigen Krieg gehabt hat. Nun braucht die Armee mehr Fourage, mehr Brod und mehr Lebensmittel. Dahero findet man nun jetzt auch in den Armeen Kommissairs und Liferanten zu tausende. Denn es giebt Obergeneraldirektores, Untergeneraldirektores, Oberproviantkommissairs, Unterproviantkommissairs. Nun folgen erst die Kriegskommissairs, denn die gewöhnlichen Kommissairs, Unterkommissairs, denn

die Legionen von Liferanten, denn wieder denen ihre Lieferanten, oder die Herren Unterlieferanten, und diese endlich mit ihren Appendixen. Ich wollte hingegen einem jeden Regenten einen Plan vorlegen, und zeigen, daß man Krieg ohne alle diese theure Menschen, und mit weit weniger Kosten führen kann. Nach diesem meinem Plan würden Regenten und Armeen gewiß besser bedient werden. Alle diese Heere von Proviantmenschen, von denen mehr als die Hälfte überflüssig und unnöthig sind, kosten den Herrn, der Krieg führt und sie hält, viele Millionen. Denn alle diese Kreaturen sind nicht zufrieden, nur ihr Schäflein ins Trockene zu bringen, sondern sie wollen Millionairs werden, dahero erhöhen sie so unmenschlich die Preise, und schinden und schaben sie so ausserordentlich, daß die Regenten jetzt für einen Feldzug soviel, als ehemals für zwei, bezahlen müssen. Ueberdas wird doch noch das Brod und Fourage so schlecht geliefert, daß viele tausend Mann und Pferde erkranken und elendiglich hinweg sterben. Und dieser neue Verlust vergrössert leider die Menge Millionen, die es heut zu Tage den kriegführenden Regenten kostet. Für alle diese Proviantkommissairs und Lieferanten spricht alles und zwar bei allen Gelegenheiten noch das Wort. (Es ist wahr, sie müssen auch manchen Grossen und manchen Mann von Ansehen bei ihren ungerechten Handlungen

mit grossen Geschenken zu gewinnen und auf ihre Seite zu bringen suchen.) Allein wenn der brave und unbemittelte Offizier seine Equipage verliert, oder gar zum Krüppel geschossen wird, wie selten spricht da jemand das Wort für denselben, um für ihn eine Vergütung, oder eine Pension zu erwürken. Ach grosser Gott! wie verschieden sind die Menschen und ihre Handlungen! Zu den heutigen Uebeln des Militairs kommen noch die grossen Kriegskanzleien, die in manchen Landen Hofkriegsrath, in andern auch Kriegsbüreau genennet werden, mit ihren zu übersetzten Personale. Es giebt dergleichen Kriegskanzleien so viele, daß auch bald die Herren Reichsprälaten ihre Kriegskanzlei haben werden, und dann Gnade Gott dem lieben Kriegsgott Mars! Diese Kriegskanzleien kosten nicht nur ungeheuere Summen den Regenten, als wie sie gemeiniglich alle Militairoperationen, sowohl in Friedens= als Kriegszeiten, ungemein verzögern, erschweren und oft vernachlässigen. Ja wegen ihren langsamen oder zweideutigen Befehlen mißrathen oft die besten Anschläge, und ganze Feldzüge und Provinzen gehen verlohren und der geschickteste und tapferste General muß oft beim Publikum wegen der lieben Kriegskanzlei und ihren gemachten Fehlern für einen Ignoranten passiren. Er verliert seine Ehre und Ruhm. Oft fällt er gar in Ungnade und

verliert seine Stelle. Wie viele brave Generals, würdige Offiziers, und wie viel tausend tüchtige Soldaten werden nicht oft wegen der Ungeschicklichkeit eines solchen theuern Hofkriegsraths ganz widersinnig zur Schlachtbank geführt und aufgeopfert? Welche Unordnungen, welches Verderben, ja welchen unersetzlichen Schaden richten nicht Kriegskanzleien in sehr vielen Armeen und Truppen an? Die meisten bringen den Regenten um viele Millionen, um viele grosse würdige Offiziers, und rauben das Leben vieler tausenden Soldaten. Sehr selten wird der Herr durch solche Kriegskanzleien bedient, wie er sollte, die Offiziers verlieren den Muth und die Lust zu dienen, nehmen ihren Abschied, und die Soldaten werden unwillig, und desertiren zu tausende. Welche Plage für die Regimenter in Friedenszeiten! denn mit jedem Posttage erhalten sie ganze Ballen von Befehlen, von denen sehr oft der größte Theil in lauter Unbedeutenheiten besteht. Doch müssen diese unbedeutende Kleinigkeiten, folglich der ganze Ballen, beantwortet werden. Nun muß der General, Oberst, Obristlieutenant, Majors, Hauptleute, Adjutanten, Kommandeurs von den Kompagnien, Feldwebels, Regimentschreibers, eine Menge Kaporals und Gemeine schreiben, um alle diese Papiere zu beantworten. Die Papiermühlen erhalten voll-

auf zu thun, die Papiermacher werden reich, die Lumpen werden rar, und der Preis des Papiers theuerer. Der Kriegsmann verliert hierdurch die Zeit. Er kann die militairische Obliegenheiten, als Exerziren und Manövriren, oft nicht erfüllen, nicht ausüben, und wird zulezt ein vollkommener Schreiber, hört aber auf, Soldat zu seyn. Wenn die Truppen im Kriege sind, und die Armee zwei Schritte vorwärts marschieren will, müssen, um dieses zu vollführen, erstlich einige hundert Bogen gleichfalls verschrieben werden. Nun so schreibe in Gottes Namen immer zu. Ich kenne Truppen, deren ganzer Dienst in lauter Schreiben besteht. Alle Fragen müssen schriftlich gemacht, und alle Befehle schriftlich gegeben werden, und der Offizier, der am besten mit diesen Schreibereien umzugehen weiß, ist der Geschickteste in diesem Dienst. Diese Herren Offiziers wissen sich aber dieser Schreibgeschäfte vortreflich zu benutzen. Sie schreiben immer, versehen kein ander Dienstgeschäft, und manche bleiben während dem Krieg lieber bei der Regimentskanzlei, als daß sie zu Felde gehen sollten. Freilich sitzt man bei einem Schreibtisch besser und sicherer, als wie bei einer Batterie. Allein es heißt immer zu sehr seinen eigentlichen Stand verleugnen.

Bei diesem ewigen Schreiben nun, gehen die Dienstgeschäfte nicht um ein Haar besser in die-

sem Dienst. Die Geschäfte der Kriegskanzlei gehen äusserst langsam, die Regimenter bleiben oft Monate lang, und manchmal Jahr und Tag, ohne die gefaßte Entschliesung zu erhalten. Ich habe einen Obristlieutenant in diesem Dienst gekannt, welcher ein Freikorps errichtet hatte, und nach Endigung des Kriegs um die Zurückzahlung seines gemachten Vorschusses, welcher in dreissig tausend Gulden bestand, bat. Ein ganzes Jahr hielt er um seine Bitte an. Täglich präsentirte er sich mit seinem Gesuch in der Kriegskanzlei, täglich ward er aus einer Schreibstube (ich sollte wohl Büreau sagen) deren eine grosse Anzahl war, in die andere geschickt und verwiesen. Nach Verfluß eines ganzen Jahres, und nachdem er täglich seinen Spaziergang in alle Schreibstuben der Kriegskanzlei gemacht hatte, erhielt er endlich seine dreissigtausend Gulden. Eine solche Kriegskanzlei, deren Personale so zahlreich ist, kann wohl ganz füglich mit einem grossen schweren und unbeholfenen Wagen verglichen werden; denn dieser braucht viele Pferde, wenn er gezogen werden soll. Wie schwer hält es nun bis man die gehörige und gleiche Zahl Pferde, die gut zusammen ziehen, herbeischaft. Gleich schwer fällt es, bis alle Glieder von einer zahlreichen Kriegskanzlei sich zusammen verstehen, und mit gleichem Fleis ar-

heiten. Was für Widerspruch, Streit, Zank und Kabalen herrschen nicht gewöhnlich in einer solchen Kriegskanzlei; das eine Mitglied will rechts, das andere links, und sehr oft wird diese schwere Maschine von einem einzigen, alten, kränklichen, schwächlichen und wunderlichen Mann geführt und regiert. Der Regent unterschreibt nur, oder sein Name wird auf die Verordnungen gestempelt, dann geschehen recht wunderliche Dinge. Durch einen zu allmächtigen Hofkriegsrath, oder Kriegskanzlei, wie man es nennen will, werden Truppen nie das seyn und das werden, was sie sollten. Ein General, ein Offizier und Soldat sind zu bedauern, wenn sie dem Kriegspräsident, Hofkriegsrath und jedem Offizianten aus der Kriegskanzlei mehr Komplimenten und mehr Reverenze als wie ihren Regenten machen müssen, wenn sie durch deren Empfehlungen und Protektion ihre Beförderung suchen und ihr Glück machen müssen. O möchten doch viele Regenten das zu kostspielige und unbeholfene von diesen Kriegskanzleien einsehen, verbessern oder gänzlich eingehen lassen! Was würden sie hierdurch nicht gewinnen? Wie ungleich vollkommener würden nicht ihre Truppen werden? Die Kriegskanzlei von Karl XII. bestand aus ihm, aus dem grossen Piper, und aus ein paar Schreibern. Die Kriegskanzlei von Friedrich dem Grossen war ganz einfach, der

Monarch und sehr wenig Personen machten die ganze Kriegskanzlei aus. Diese beide Kriegsbüreaux waren Muster aller übrigen, damaliger und jetziger Zeit. Vor diesen beiden Monarchen zitterte aber auch ganz Europa. Preussens Monarch hat sein Oberkriegskollegium ganz einfach eingerichtet. Noch erst ganz kürzlich haben Se. Majestät das Präsidium eingehen lassen, und sind selbst Kriegspräsident. O glücklich sind die Truppen, wo der Regent selbst Kriegspräsident und Hofkriegsrath ist! Wie schädlich hingegen die Kriegskanzleien oft seyn können, dieses beweisen viele Truppen, vorzüglich giebt aber Frankreich hiervon das allerauffallendste Beispiel; denn dieses Kriegsbüreau war in einer ewigen Bewegung mit Ausfertigung neuer Ordonanzen. Bald marschierte ein Drittel der Armee, bald die halbe, und dann die ganze Armee von einem Ende des Königreichs zum andern. Bald waren die Regimenter in kurzer, bald in ganz langer Uniform, und bald darauf in Ueberröcken gekleidet; heute hatte die ganze Armee Casqueten und Roßschweife (ein gewiß vortreflich alt theatralischer Kopfputz) morgen hatte die ganze Armee dreieckigte Hüthe, und übermorgen standen alle Regimenter mit gar fünfeckigten Hüthen unter dem Gewehre; bald trugen die Soldaten Haarbeutel, bald Zöpfe, bald Catogant, dieser letzte ist ein sehr belieb-

ter französischer Kopfputz; bald waren die Taschen von der Uniform in der Länge, bald in die Quere und mit etlichen 20 Stück Knöpfen besetzt. Alle Augenblicke wurde ein ander Reglement, ein ander Exerziren und neue Manövers herausgegeben. Dieses alles geschahe in einem Hui, und nachdem der Minister launigt war. Die Disziplin dauerte auch nur von einem Tag zum andern. Bald wurde der Soldat per Monsieur traktirt, bald suchte man ihn mit Cachots und Spießruthen zu bändigen, und dann wurde er wieder durch Fuchteln gebildet.

Alle Augenblicke wurden die Minister, die Obersten und die Regimenter verändert. Bald wurden aus einem Regiment zwei, dann aus zwei wieder eins gemacht. Bald wurden Regimenter aufgehoben, untergestekt, und die Offiziers davon wurden auf Pension gesetzt. Ein andermal wurden eine Menge neue Regimenter wieder angeworben, und so gieng dieser ewige Wechsel in der französischen Armee bis zu der endlich erfolgten betrübten Revolution fort. Weil nun kein langdauerndes oder beständiges Sistem in der französischen Armee nie war angenommen und festgesetzt worden, so geschahe es auch, daß bei dem ersten Ausbruch der Revolution auf einmal die ganze Armee aufgelöset war und zu den Rebellen übergieng. Die königliche Garde, welche in allen Stücken vortreflich von dem gu-

ten Monarchen gehalten wurde, war das erste treulose Korps, welches die geheiligte Person des Königs verließ und zu den Rebellen übergieng. Diese Garde gab hierdurch das stärkste Beispiel von der den Franzosen angebohrnen Leichtsinnigkeit. Hätte nun das Kriegs-Büreau anstatt den beständigen Veränderungen eine scharfe Disziplin in der Armee eingeführet, o so wäre diese Armee nicht auseinander gegangen, und Ludwig XVI., der Beste von Frankreichs Königen, regierte noch, und würde dieses sein Volk gewiß glücklich gemacht haben. Was nun seit der Revolution aus dieser Armee geworden, wie selbige seit dieser Zeit gebildet worden, und wie sie sich betragen hat, alles dieses will ich hier in wenig Worten anführen und beschreiben. Der größte Theil ihrer Chefs und Offiziers verliessen die Regimenter, und um nicht an die Laternenpfähle gehenkt zu werden, giengen sie ausser Land. Ein anderer Theil der Offiziers, unter welchen vorzüglich Lukner, Rochambeau, la Fayette, Estain, Biron, Dümourier, Cüstine, Montesquiou, Dillon, Dampierre und Kellermann u. m. a. als Chefs strahleten, wurden treulos an ihrem König, und schlugen sich zu den Rebellen. Die erledigten Offiziersstellen wurden durch gemeine Soldaten, die von ihren Kammerraden gewählt wurden, besetzt. Es waren auch die gemeinen Sol-

daten, welche die Offiziers richteten und nach ihrem Gefallen ermordeten: z. B. der General Theobald von Dillon wurde nach dem mißlungenen Angrif gegen Thournai den 29. April 1792 durch seine Soldaten ermordet. Sie hieben ihn in Lill in Stücken, und zwar Theilweise, liessen ihn die größte Qual leiden, sie brateten seine Theile an verschiedenen Feuern auf den Strassen und tanzten hierbei unter einem beständigen Saufen die Carmagnole. Ich könnte noch eine Menge Beispiele solcher Grausamkeiten anführen, allein ich will es bei diesem einzigen bewenden lassen.

Die Regimenter erhielten eine ganz andere Bildung. Ganze Heere von Landmilizen oder sogenannte Nationalgarden wurden errichtet, und die allerlächerlichste Diszíplin wurde in der ganzen Armee eingeführt. Denn nach dem tollen Gleichheitssistem, welches nie, und unmöglich eine lange Zeit bestehen kann, waren General, alle Offiziers und gemeine Soldaten Brüder zusammen. Alle nannten sich einander Du und Du; und nun fragte der Pfeiffer den General: Du General, wo wirst du uns hinführen? Und ein Korporal sagte befehlsweise: Du General, du wirst doch dafür sorgen, daß wir immer zu essen haben. In den Wirthshäusern und bei den Marquetendern speiseten der Herr General mit dem Bruder Tambour und mit einigen Brüdern Soldaten zusammen. Kann eine sol-

che Brüderschaft in unserm Militairstand wohl bestehen, und kann die Ordnung in einer solchen Armee, wo alles Herr Bruder ist, herrschen? Gewiß nicht! Ob man wohl den Franzosen Tapferkeit nicht absprechen darf; denn es ist in der That ein braves Volk, welches wegen seinem muntern Wesen ungleich mehr Hunger, Durst, Frost und Hitze als die meisten übrigen Völker aushalten kann; allein dem ohngeachtet muß ein jeder unpartheiischer Mann, der Wahrheit liebt, und keine Gleisnerei von Verstellung kennt, sagen, daß die Franzosen in diesem Kriege nicht mit ihrer Tapferkeit alle die Eroberungen gemacht haben. Einen größten Theil dieser Eroberungen haben sie glücklichen Zufällen, unter welchen vorzüglich Verrätherei vieler Niederländer, Verrätherei vieler Deutschen, und Verrätherei vieler Holländer, einiger Savoyarden, Lütticher und Spanier zu verdanken. Viele und grosse Generals von ihren Gegnern, die schon viele Lorbeeren gesammelt hatten, durften und konnten dahero gegen sie nicht so agieren, als wie sie eigentlich hätten sollen und können, denn es wurde den Franzosen alles verrathen. Sie hatten überall in den alliirten Staaten ihre gute Freunde, Anhänger, Emissairs und Spionen, unter welchen Geistliche, hohe und niedere Civil- und Militair-Beamten waren, die mit ihnen einen

sträflichen Briefwechsel unterhielten. Auf diese Art, und durch treulose Diener kann man leicht Eroberungen machen.

Der Vater aller Tirannen, die je in der Welt gelebt haben, Maximilian Robespierre, würkte mit seiner allvermögenden Guillotine, die in einer beständigen Bewegung war, auch sehr viel; denn Madame Guillotine folgte überall den Truppen, und that Wunder in der Armee; denn beinahe täglich raubte sie Offiziers und Gemeinen das Leben. Diese Köpfmaschine, die ausserordentliche Tirannei von Robespierre, und die Ausgelassenheit der Soldaten, die ganz wild und rasend geworden waren, übeten solche Grausamkeiten aus, die bis jetzt in der Menschheit noch unerhört gewesen, folglich die man noch nicht gesehen und erlebt hatte. Ihre Angriffe geschahen mit Grausamkeit. Die junge erstgeworbene Mannschaft, oder die sogenannte Nationalgarde, mußte den ersten Angriff machen. Die Linientruppen marschierten hinter sie zur Unterstützung, hatten aber zugleich den Befehl, die Nationalgarde niederzusäbeln, wenn sie weichen würde. Und ein Zug Artillerie, oder ein auserlesener Trupp Kavallerie marschierte hinter den Linientruppen, mit dem Befehl: wenn selbige ihre Schuldigkeit nicht thäten, sie niederzuschiesen oder niederzuhauen. Die Angriffe wurden gemeiniglich wiederhohlt,

und geschahen mit einer entsetzlichen Aufopferung von Menschen, die in dieser nunmehrigen Hordenarmee gar nicht mehr geschätzt wurden. Gleichwie man die Zitronen wegwirft, wenn man den Saft ausgedrückt hat, so behandelten sie ihre Generals. Denn wenn diese dem Rebellenkonvent und dem Unmenschen Robespierre gedient hatten, so wurden sie ohne Gnade guillotinirt. Dieses Schicksal hatten die Generals Miaczinsky, Cüstine, Brünet, Houchard, Boisgüyon, la Marliere, Biron, Lukner, Ferrand, Chancel, Ronsin, Westermann, Beißer, Arthur Graf von Dillon, la Ferrierre, und Alexander Vicomte von Beauharnois, Liebling des Hofes, welcher Ludwig XVI. mit einem noch andern Lieblinge durch Lügen, Ränke und falsche Vorstellungen immer zurückhielt, daß der unglückliche Monarch gegen die Rebellen nie einen Entschluß, um ihren Bosheiten Einhalt zu thun, faßte. Dahero blieb der unglückliche König immer unentschlossen, denn er stand immer in der Meinung, die Franzosen, sein Volk, liebten ihn. Der falsche Beauharnois verdiente also mit Recht den Tod der Guillotine. Dieser sein Tod war gewiß kein blosses Ungefähr, sondern von der göttlichen Vorsehung Bestimmung. Unparteiische, tugendhafte Menschen, die keine Unholden sind und nicht alle Religion umwerfen, werden mehr als einmal bei dieser un-

menschlichen französischen Revolution Gelegenheit haben, den Gang der göttlichen Vorsehung zu bewundern. Bei ihren Eroberungen spielten diese rasende Franzosen im Anfang erst lauter Hanswurstereien. Sie errichteten Freiheitsbäume, Kanzeln und Klubbs, um den einfältigen und dummen Menschen zu den Tollheiten ihrer vermeinten Freiheit und Gleichheit zu bereden. Kaum hatten sie aber einige Narren und kurzsichtige schwache Menschen auf ihre Seite gebracht, als sie ihre Grausamkeiten mit dem armen eroberten Lande anfiengen. Erstlich wurden Einquartirungen und Brandschatzungen von den unglücklichen Einwohnern begehrt, obgleich sie bei ihrem Einrücken allemal nichts als lauter Süssigkeiten versprochen hatten. Ihre erste Anrede bei dem Eintritt in einem eroberten Ort, war diese: Wir schützen das Eigenthum eines jeden; alle Menschen haben Gerechtigkeit und Trost von uns zu hoffen! Ja sehr oft wurden diese Versicherungen mit folgenden süssen Worten begleitet: Wir sind gekommen, das Land von der Sklaverei zu befreien, und dasselbe recht glücklich zu machen! Auf diese Art sprachen diese reissende Wölfe in Schafskleidern. Die Deutschen waren alte Memmen, Schwachgläubige, verliessen sich auf diese Versprechungen, bis ihnen die französische Lügner alles genommen hatten; denn kaum hatten sich

diese Horden einquartirt, als sie eine unerhörte Brandschatzung ausschrieben. Auf diese folgten gleich die sogenannte Requisitionen. Hier mußten die armen Einwohner Menschen, Vieh, Frucht, Mehl, allerlei Gemüse, Wein, Brod, Bier, Brandwein, Medikamente, Blei, Eisen, Zinn, Gold, Silber, Tuch, Leinewand, Betten, Holz, Stroh, Heu, Hafer, und Gott weiß! was noch; ja sehr oft mußten, zur ewigen Schande der Menschheit, auch Weiber und Mädchens zur Unzucht, die ohne Scheue öffentlich getrieben wurde, geliefert werden. Während dem Aufenthalt dieser wilden Horden wurden schon eine Menge Ausschweifungen begangen. Mancher Keller, Haus und Laden erbrochen, die Residenzschlösser der Souverains und andrer Grossen niedergerissen, die Gärten und Weinberge wurden ruinirt, alle Obst- und andre Bäume umgehauen, die Waldungen verdorben, und mancher ehrlicher Einwohner wurde mit seiner ganzen Familie mißhandelt.

Bei ihrem Abzug verfuhren diese neue Kanibalen erst recht grausam, und zeigten im Ernst, daß sie getreue Söhne und Sateliten von dem Erztirannen Robespierre waren. Denn bei ihrem Abmarsch wurde ohne Ausnahm alles geplündert, die Oefen niedergerissen, die Fenster eingeschlagen, alles Hausgeräth zerschlagen, Eisen, Blei, alle Lebensmittel und alles Vieh

mitgenommen. In der Stadt Limburg, im Churtrierschen, zogen sie allen Einwohnern die Schuhe und Stiefeln von den Füssen, und nahmen nicht nur alles Leder aus der ganzen Stadt mit fort, sondern sie nahmen sogar alle Leisten von den Schuhmachern mit. Kann man nun wohl die Bosheit weiter treiben? Viele Geistliche von allen Religionen wurden auf eine grausame Art ermordet. Die Better wurden aufgeschnitten und die Federn in die Luft zerstreuet; die Fässer wurden aufgeschlagen, und Wein, Bier und Brantwein liessen sie auslaufen. Mit einem Wort alles, was sie nicht mitnehmen konnten, wurde von ihnen in Grund und Boden verdorben. Viele Menschen wurden von diesen Horden geschlagen, verwundet und ermordet; das schöne Geschlecht, hohe und niedere, alte und junge Personen, ja sogar neunjährige Kinder (dieses geschahe in mehreren Orten, auch zu Meissenheim im Zweibrükschen) wurden von diesen verwilderten und ganz aus der Art geschlagenen französischen Soldaten bis auf den Tod geschändet. Die Wohlanständigkeit verbietet, alles so zu erzählen und niederzuschreiben, was die Barbaren bei diesen entsetzlichen und grausamen Mißhandlungen begiengen. Dieses darf ich noch sagen, daß die Männer und Eltern bei diesen Schandthaten zugegen seyn, und mit zusehen mußten! Was von

dem schönen Geschlecht unter diesen abscheulichen Schandthaten nicht für Marter und aus Verzweiflung starb, denen schnitten diese Barbaren die Brüste ab, oder erschossen sie wie die Sperlinge, oder ermordeten selbige auf eine andre Art.

Eine Menge Personen von dem weiblichen Geschlecht wurden mit vielen Säbelhieben niedergehauen, und viele liessen diese Kanibalen unter den größten Peinen einen recht langsamen, martervollen Tod sterben. Das Vieh, welches sie nicht mitschleppen konnten, wurde niedergestochen, und zuletzt wurden ganze Ortschaften abgebrannt. Dieses alles thaten nun die ehemaligen galanten und höflichen Franzosen bei ihren Rückzügen im Jahr 1795. Wer kann nun wohl für solche Barbaren das Wort führen? Wer kann noch ihr aufrichtiger Freund seyn? Mann sollte wegen diesen ihren schwarzen Thaten überall Schandsäulen errichten, und diese ihre Schandthaten zu ihrer ewigen Schaam darauf schreiben, und der Nachwelt bekannt machen.

Alle diese Grausamkeiten, die ich hier anführe, sind ächte Thatsachen, welche von diesen Kanibalen würklich begangen worden sind. Was ich hier schreibe, ist treue Wahrheit. Alle diese Barbareien haben die neue Franzosen, diese neue Weltumwälzer in den Niederlanden, Lüttichschen, Zweibrückischen, Trierschen, Kölni-

schen, Nassauischen, Schaumburgischen, Mainzischen und in der Pfaltz mit unverschämter Stirne, und gänzlicher Gewissenlosigkeit zur ewigen Schande der Menschheit verübet, und hierdurch ihre Ehre und guten Namen auf ewig in der Geschichte befleckt und verunehret.

Die französische Offiziers plünderten bei diesem Rückzug, nicht nur in Gesellschaft der gemeinen Soldaten, sondern sie zogen den armen Einwohnern die Stiefeln von den Füssen so gut, wie der Tambour, und mehr als ein Offizier wurde bei dieser schlechten Handlung von ihren Generals und Staabsoffiziers verjagt. Nun brachen die Unordnungen bei dieser Horden-Armee allgemein aus, ganze Regimenter, die Offiziers mit begriffen, empörten sich wider ihre Generals, diese erlegten, um den Greuelscenen zu steuern, mit eigener Hand Offiziers, Unteroffiziers und Soldaten. Die Generals waren genöthiget, viele Offiziers und Gemeine arretiren zu lassen, über welche gleich Kriegsrecht gehalten wurde, und von welchen die Aufwiegler ohne Ansehen der Person erschossen wurden. Dieses aber sind allemal die Folgen, die in einer Armee, wo keine Mannszucht herrscht, wo man Crety und Plety oder den lieben Johann Hagel zum Offizier macht, und in welcher man das tolle Gleichheitssistem einführt, entstehen müssen. Dieses sind aber noch

nicht die letzten Greuel- und Blutscenen, die wir von dieser französischen Armee hören und sehen werden. Die Revolution mit ihren betrübten und grausamen Folgen hat noch nicht ihr Ende erreichet. Wir werden noch andre Barbareien erleben, wann sich nicht alle Mächte in Ernst wider diesen grausamen Strohm setzen und vereinigen werden.

O möchte man doch alle Privatpolitik, alles Privatinteresse in diesem Augenblick unterdrücken, bei Seite setzen, und einen baldigen allgemeinen Frieden erzwingen! Denn die französische Propaganda, die, um das Evangelium des Aufruhrs zu predigen, ihre böse Apostel in aller Welt ausgesandt hat, (vielleicht ist in manchem Staat manches Ordensband, manche hohe Hof-Civile- oder Militairperson ein Mitglied von selbiger. Geben die zwei Conspirationen zu Neapel, und die zu Rom, nicht grosse Beispiele hiervon? Was waren die Ursachen, warum der spanische Monarch vieler seiner ersten Staatsdiener hat entsetzen und ins Gefängniß werfen lassen?) Diese französische Propagandisten und der Wucherer, der alles vertheuert, um durch Theurung einen Aufruhr und Hungersnoth zu erzwingen, warten auf eine allgemeine Revolution. Vielleicht stehen schon viele dieser Bösewichter ganz nahe bei manchem Thron. Vielleicht hat schon mancher von diesen bösen Menschen das gute Herz von

einem oder dem andern Regenten in seiner Hand, und drohet ihm, seinem Thron, seiner Regierung und allen seinen Staaten die größte Gefahr. O vielleicht hängt das Leben, das Daseyn von manchem Regenten nur noch an einem seidenen Faden! Und, o vielleicht ist der Einsturz von mancher Monarchie, von manchem Staat näher, als man glaubt! O möchte man doch mit aller Macht diesem Empörungsschwindel, der alle Thronen und alle Regierungen umzuwerfen, und das Eigenthum eines jeden einzelnen Menschen zu rauben, drohet, entgegen arbeiten! O möchten doch diese meine wenige und geringe Worte im Ernst mehr beherziget und mit Nutzen aufgenommen werden! O möchte man doch alle französische sogenannte Freiheitsschriften, welche den Schwachen, den Kleingeistern und den sogenannten Halbgelehrten das Ohr kitzeln und irre führen, in Ernst verbieten! Denn diese schwache Menschen, die nicht hinlängliche Einsicht besitzen, um das Gift dieser Schriften einzusehen, lassen sich von selbigen verführen, sie werden Rebellen und endigen ihr Leben gemeiniglich unter des Henkers Hand, dieses ist die Belohnung ihrer Verdienste. Einsichtsvolle Menschen hingegen, die solche gefährliche Schriften aber verstehen, lesen selbige ohne Theilnahme; und nachdem sie keine Sicherheit, keine Verbesserung für den Staat,

und kein Glück und Sicherheit für einen Privatmenschen in selbigen finden, werfen solche Scharteken mit der größten Kaltblütigkeit ins Feuer, und dieses ist ihr eigentlicher Aufbewahrungsort. Eine gänzliche scharfe Verbietung solcher Aufwieglungsschriften ist hingegen das Beste, was eine Obrigkeit thun kann, indem solche böse Schriften nur die Ruhe vieler tausend Menschen stöhren.

Der allgemeine Friede, ist bei den jezzigen französischen Unruhen und grossen Unordnungen das Beste, was da kommen und geschehen kann: denn dieser allgemeine Friede ist nothwendig für alle Regenten, für alle Staaten, für alle Stände und für alle Unterthanen. Diejenigen Mächte, die bereits Frieden geschlossen, haben hierin die größte Weisheit gezeiget, indem sie durch diesen Frieden ihre Unterthanen glücklich gemacht haben. Am allernothwendigsten ist dieser Friede aber für Frankreich selbst. Denn ohne diesen baldigen Frieden können die Franzosen noch ganz verwildern. Dann können ganze Auswanderungen geschehen; und dann kann es ja endlich geschehen, daß das ehemalige grosse und berühmte Königreich Frankreich, mit sammt der neuen Republik Frankreich, auf ewig, auf allen Landcharten verloren gehen. So weit kann die französische Revolution wegen dem Leichtsinn

der Franzosen, da ihre Regierung bis jetzt noch keine Konsistenz genommen zu haben scheinet, gehen und gelangen. Möchten doch alle Völker des ganzen Erdbodens an dieser erschrecklichen Revolution ein Beispiel nehmen!

O möchten doch alle Regenten auf ihre Armeen und Truppen ganz ihr Augenmerk richten! Alle Gebrechen, alle Mißbräuche, alles Raisonniren, als das Grab des Militairstandes, vorzüglich allen Prunk und allen Luxus aus selbigen ausrotten und abschaffen! O möchten doch alle Regenten diese ihre Truppen, als die beste und vornehmste Stütze ihrer Thronen und ihrer Staaten, stets gut halten und nach ihren treugeleisteten Diensten auch gut belohnen! O möchte man doch in manchen Staaten den Gehalt der Offiziere und das Traktament der Gemeinen vermehren, und die Offiziere und Gemeinen, die nicht mehr zum Dienen fähig sind, besser versorgen! Was würden Staaten nicht hierdurch gewinnen? Ein Regent, der seine im Dienst und bei der Fahne alt und graugewordene Krieger, die sich vor dem Feind durch Thaten ausgezeichnet, ihr Vaterland vertheidiget, und ihr Leben für ihn, als ihren Landesvater, bei allen Gelegenheiten aufgeopfert haben, ihr Blut für ihn verspritzet, und so ihren Leib voller Wunden erhalten und mancher oft gar zu einem Krüppel geschossen worden, in ihrem Al-

ter und krüppelhaften Umständen nicht verstößt, sondern sie bis zu ihrem Tod versorgt und ernähret. O was kann ein solcher gutthätiger Regent sich alsdann von seinen Truppen versprechen? Sicher alles! Die ganze Welt zu erobern, würde für solche Truppen nur eine Kleinigkeit seyn.

Neuntes Kapitel.

Von der Polizei und von der Theurung, eine gewöhnliche Folge des Luxus, und sehr oft ein trauriger Vorbote von einer Revolution, Hungersnoth und Pest.

In einem Lande, wo der Luxus nicht herrscht, in welchem die Obrigkeit mit väterlicher Sorgfalt alle Monate die Lebensmittel taxirt, und mit Strenge darauf hält, daß alles nach dem Taxe verkauft wird, und keine Ausfuhre, noch Wucher gelitten wird, kann nie eine Theurung seyn. Der Königlich Preussische Staat ist ein solcher glücklicher Staat, in welchem nie, oder doch höchst selten eine Theurung herrscht. Monarch und Obrigkeit wachen gegen dieses Uebel aber auch hier mit einer ausserordentlichen Sorgfalt. Hingegen in einem Lande, wo alles wu-

chert, und den Korn- und Fleischjuden macht, in welchem die Lebensmittel nicht geschätzt werden, die Obrigkeit, vorzüglich die Polizei, zu gelinde ist, den Beckern, den Fleischern (Metzger) und den Bauern durch die Finger siehet; in einem solchen Lande wird beständig, auch in den fruchtbarsten Jahren, wenn Gott das Land mit allem im Ueberfluß gesegnet hat, eine Theurung herrschen. In einem Staat, wo die Obrigkeit lau ist, eine laue Obrigkeit nenne ich diejenige, bei welcher die Polizeiordnungen schlaff seyn oder gänzlich schlafen, die also die ersten Pflichten von dem Wohl des Staats vernachlässigt und vergißt. Die ersten Pflichten des Staats sind bekanntermassen allgemeine Sicherheit, wo alle Einwohner mit ihrem Eigenthum gesichert sind und leben können, damit sie nicht stehlen, morden, oder nicht aufrührisch werden, und verhungern.

Bürger, Künstler, Handwerker und Bauern müssen, um sich und die Ihrigen ernähren zu können, einen erlaubten Verdienst und Gewinn haben, der aber von allem Geiz und Wucher gleich weit entfernt seyn muß. In allen Städten kann unmöglich der Wohlstand von diesen eben genannten Menschenklassen so gros, als wie zu London und Hamburg seyn; denn in solchen grossen Handlungsstädten ist Verdienst für alle Menschen, und da folglich alle Geld gewinnen,

können auch die Lebensmittel dort theuer seyn, welches aber in den Städten, wo keine Nahrung für alle Menschen ist, nicht statt finden kann. Wie viele grosse Städte giebt es heut zu Tage nicht, die beinahe ganz entvölkert sind, und dahero einem Menschen, der die Auszehrung hat, gleichen. Wenn in solchen Städten, oder in noch geringern Provinzialstädten Theurung herrscht, ist es gemeiniglich Wucher, und Mangel der Aufsicht von der Obrigkeit, oder die Polizeianstalten sind mangelhaft.

Der Adel, die Geistlichkeit, die Dienerschaft von Militair und Civile und die übrigen Privatleute müssen nicht durch unerlaubten Wucher und einer jüdischen Theurung (viele Christen sind schlimmer, als wie die Juden) geschunden werden, damit sie von ihrem Einkommen, von ihrem Sold, und von ihrem Gehalt als ehrliche Menschen und wie ehrliche treue Staatseinwohner leben können, und nicht Schulden zu machen, oder in andre Uebel zu fallen, gezwungen werden. Alles Elend, was die mehresten Menschen arm macht und drückt, als Schulden machen, Betrug, Stehlen, Mord und Verzweiflung können in allen Staaten vermieden werden, wenn man nur die Theurung gänzlich ausrottet, und dieses kann durch scharfe Befehle und durch eine strenge Obrigkeit

folgendermassen am besten und leichtesten geschehen.

Alle Spekulanten und Wucherer, diese, weil sie gemeiniglich Reichthum besitzen, sind die bösesten und gefährlichsten Menschen eines Staats, denen muß man nur scharf verbieten, mit Korn, Wein, Früchte, Vieh u. s. w. nicht zu wuchern. Die nöthigsten und unentbehrlichsten Lebensmittel, als Brod, Mehl, Fleisch, Bier, Butter, Eier u. s. w. müssen, wie ich schon oben gesagt habe, alle Monate taxirt, und stets in einem wohlfeilen Preis erhalten werden. Diese Taxe muß dem ganzen Ort nachgehends bekannt gemacht und an allen Ecken der Strassen (Gassen) angeschlagen werden; dem Bauer muß sein Korn und Früchte richtig anzugeben nicht nur befohlen werden, sondern er muß zugleich scharf angehalten werden, alle seine Früchten und Viktualien, die er entbehren kann, und nicht zu seiner Nahrung braucht, auf die Märkte, der ihm am nächstgelegenen Städten zu führen, und dort nach der gemachten Taxe zu verkaufen; untersteht er sich nun, selbige theuerer und über die Taxe zu verkaufen, so verdient er scharf bestraft zu werden, noch grösser und recht exemplarisch muß seine Strafe seyn, wenn er wider den Landesherrlichen Befehl handelt und seine Früchte und Viktualien ausser Land verkauft. Auch muß man unter der Hand, wel-

ches seine Ortsobrigkeit am besten thun kann, ihm genau aufpassen lassen, daß er keinen heimlichen Akkord mit Wucherer, Aufkäufer oder Becker zum Nachtheil und Schaden des Publikums schliesse, seine Viktualien unter der Hand verkaufe, und auf diese Art die Theurung unterhalte. Diesen geldbegierigen Unordnungen, weil der Geiz der Landleute nicht nur ausserordentlich stark, sondern gemeiniglich unersättlich ist, kann man nicht genug nachspüren, und wann dergleichen geitzige Frevel entdeckt sind, können sie auch nie scharf genug bestraft werden. Denn diese gottlose Unordnungen ziehen einen wiewohl verstellten Mangel nach sich. Denn die gewissenslose Aufkäufer und Wucherer werden ihre auf diese Art heimlich aufgekaufte Früchte im Anfang eine Zeitlang verheimlichen, liegen lassen, und überall werden sie aussprengen, die Frucht, Korn u. s. w. seye rar, und entsetzlich theuer. Wenn ihnen nun diese ihre gebrauchte List gelungen ist, das Publikum auf diese Weise bethöret, und die Obrigkeit auf solche Betrügereien nicht Achtung giebt, oder sich so gröblich von solchen Kornjuden belügen läßt, alsdann wird die Theurung ewig fortdauern, denn die Aufkäufer und Bauern befinden sich sehr wohl bei derselben. Alle diese entsetzliche Unordnungen, welche sehr grosse Uebel nach sich ziehen, kann eine stets wachen=

de und scharfe Polizei verhindern. Die Polizei muß aber unbestechlich seyn. Die Frevel müssen aber auch ihr gehören, nehmlich alles, was über die Taxe verkauft wird, und alles, was falsch Gewicht hat, muß der Polizei für ihre Sorge, Mühe und Fleiß zur Belohnung zugeschlagen werden. Die gottlosen Dienstboten, die ihre Herrschaften bestehlen, und gleich die Sachen, so wie die Bauern und Verkäufer es begehren, bezahlen, ohne vorher zu behandeln, sollten gleich durch eine Polizeiwacht eingeführt und scharf bestrafet werden. Wenn dergleichen Dienstboten auch Fürsten zugehören, so verdienen sie ohne Rücksicht recht exemplarisch bestraft zu werden, denn sie schaden auf eine gottlose Art dem übrigen Publikum, vorzüglich den armen und unbemittelten Einwohnern.

Das ganze Publikum leidet bei einer jeden Theurung ausserordentlich. Dieses will ich hier mit wenig Worten von allen Ständen beweisen. Z. E. Wenn das Pfund Brod 4 oder 5 Kreuzer, das Pfund Fleisch 10 oder 12 Kreuzer, und das Pfund Butter 36 oder 40 Kreuzer kostet, so ist das eine Theurung, welche alle Menschen fühlen, und sehr viele werden von selbiger gänzlich niedergedrückt werden. Denn wie ist es möglich, daß die Soldaten aus allen Truppen, und die Arbeiter aus den Fabriken, welche im-

mer das nemliche Traktament, und den nemlichen Arbeitslohn erhalten, bei einer solchen Theurung leben können? Die Bürger, die Künstler, die Handwerker helfen sich zwar einigermassen damit, daß sie mit ihrer Arbeit aufschlagen; allein sie gewinnen nichts hiermit, denn da wegen der Theurung sich ein jeder einschränkt und nicht so viel, als wie bei wohlfeilen Zeiten verfertigen läßt, gewinnen sie just so viel, um kaum ihr Leben mit genauer Noth durchzubringen. Die Dienerschaft in allen Staaten und der Privatmann müssen, wenn sie nicht reich sind und keinen Handel treiben, bei einer solchen unerhörten Theurung Schulden machen, oder gar zu Grunde gehen. Der reiche und begüterte Mann, der zwar eine solche Theurung aushalten kann, wird mißvergnügt, schränkt sich aufs äusserste ein, und alle Menschen werden in einem Lande, wo eine solche übertriebene Theurung herrscht, leben, als wenn sie schon halb gestorben wären. Die Armen werden wegen der schlechten und theuern Nahrung schwach, siech, fallen in grosse Krankheiten, und sterben für Hunger in einer grossen Anzahl hinweg. Ich könnte verschiedene Oerter nennen, wo arme Bürger und Arbeiter aus Fabricken bei grossen Theurungen würklich gestorben sind: theils hatten diese arme Leute keinen Verdienst, theils gaben ihnen die Herren Fabrikanten, wel-

che oft sehr harte und geitzige Menschen sind, keinen stärkern Lohn.

Wenn Regenten und Obrigkeiten von der Armuth und dem Elende wollen besser unterrichtet seyn, dürfen sie nur verkleidet auf eine unerkannte Weise im Lande herumreisen, oder wollen sie dieses nicht, so dürfen sie nur in ihrer Residenz die Wohnung eines armen Bürgers besuchen, von diesem ihrem armen Unterthan werden sie gewiß besser die Wahrheit erfahren, als wie oft von ihren Ministern, Höflingen und Gefolge. Denn diese schmeicheln immer, oder sind zu furchtsam, um den wahren Zustand des Landes den Regenten zu sagen. Wie viel Gutes könnte nicht hiermit für Regenten und für Unterthanen gestiftet werden? Rußlands jetziger Thronfolger besucht fast täglich die Wohnung der Armen, und unterstützt reichlich diese Bedürftige mit Geld, Medizin und Holz. Was kann sich nicht die russische Monarchie dereinst von diesem grossen Prinzen versprechen?

Die Wucherer, Aufkäufer, Becker, Fleischer und Bauern gewinnen allein bei einer Theurung, und werden reich. Es ist aber ganz und gar kein Glück für einen Staat, wenn er reiche Bauern hat: denn wenn diese reich sind, so ist sicher der übrige Theil der Einwohner sehr arm, welches allemal nachtheilig und sehr drückend für einen jeden Staat ist. Der Bauer

muß nur wohl stehen, nemlich er muß so viel haben, daß er bequem seine Abgaben zahlen, für sich und seine Haushaltung zu leben hat, damit er sich und die Seinigen durchbringen kann. Ausser diesem muß er seinen Fleiß so hoch treiben, daß er bei einer aufstossenden Noth allemal, um sich zu helfen, noch einen Nothpfenning hat. Reich darf aber der Bauer nie seyn, denn ein reicher Bauer wird üppig, wollüstig, faul; er vernachlässigt seinen Ackerbau, oder läßt selbigen gar liegen, alsdann hat niemand von solchen reichen Bauern den Schaden, als wie der Landesherr. Dieser nun, und eine treue Obrigkeit werden immer mit äusserster Sorgfalt dafür sorgen, daß der Bauer ein fleissiger Arbeiter bleibe, und nie zu reich werde.

Wie gefährlich übrigens eine jede Theurung für Regenten und ganze Staaten seye, will ich noch beweisen. Der größte Theil der Einwohner von den mehresten Staaten besteht gemeiniglich aus Menschen, die bemittelt aber nicht reich sind, die nemlich etwas mehr haben, als wie sie eigentlich zur Nahrung brauchen. Ein andrer Theil oder die zweite Klasse besteht aus Menschen, die sich zwar ernähren, aber nichts zurücklegen und erspahren können. Dann kommt die dritte Klasse, die nicht ganz so viel gewinnen, als wie sie zu ihren Lebensunterhalt bedürftig sind. Endlich kommen die ganz Armen,

deren Anzahl beinahe überall groß ist, die gewinnen entweder gar nichts, oder sehr wenig. Diese vier Menschenklassen müssen bei einer jeden Theurung ins Elend gerathen, oder ganz zu Grunde gehen. Dieses weiß die französische Propaganda gar sehr gut. Dahero lassen ihre Mitglieder, die in ganz Europa zerstreuet sind, durch Aufkäufer und Wucherer, (unter diesen lezteren befinden sich sehr oft Vornehme und in würklichen Aemtern stehende Personen) alles, was man die ersten und unentbehrlichsten Lebensmittel nennt, aufkaufen, versehen diese ihre Lieferanten mit grossen Geldsummen, damit sie eine ewige Theurung unterhalten können, und das Volk zu murren anfange. Denn der Brodmangel, oder der Mangel der unentbehrlichsten und nothwendigsten Lebensmitteln, macht kühne, verwegene, wilde und rasende Menschen, dieweil sie vom Hunger geplagt sind, keine Gefahr scheuen, und sich ganz der Verzweiflung überlassen. Dieses thaten die Franzosen, denn der beständige Mangel an hinlänglichem Korn, und der schändliche Wucher, welchen die Minister mit dem Kornhandel trieben, unter welchen in den lezten Zeiten Foulon, Berthier und der reiche aber geizige Nekker, die ärgsten waren, um das Brod in einem beständigen hohen Preis zu erhalten, war eine der Hauptursachen mit, warum die Re-

volution in Frankreich entstand. Die gewöhnlichen Folgen von einer anhaltenden Theurung sind Aufruhr, Hungersnoth, Krankheiten und zulezt die Pest. Ausser Frankreich und mehreren Staaten haben wir noch ganz frische und betrübte Beispiele hiervon zu München und London gehabt, wo sich die Regenten in einer würklichen Lebensgefahr befanden. O möchten doch alle Obrigkeiten in der Welt jezt mit allem Ernst gegen dieses Uebel zum Glück der Menschheit und zur Sicherheit aller Staaten wachen!

Eine thätige Polizei, die ihrem Regenten ganz zugethan ist, kann einer jeden Theurung mit allen ihren bösen Folgen am besten widerstehen, sie unterdrücken und gänzlich ausrotten; sie darf nur mit den Wucherern keinen Unterschied der Person machen. Denn gesezt, wenn Prinzen, Bischöfe, Minister, Domherren, Räthe, Geistliche, Stadtschreiber, Amtschreiber, Amtleute u. s. w. mit allen Arten von Getraide, Wein, und Vieh handeln, und den Preis erhöhen, um dadurch eine Theurung im Lande zu verursachen, müssen selbige von der Regierung und Polizei eben so gut gerügt und bestraft werden, als wie die gemeine Wucherer und Kornjuden. Hier muß es durchaus heissen: Gleiche Brüder, gleiche Kappen. Eine gute Polizei und ihre Offizianten sollen ferner die Woche einigemal und nicht nur das Jahr ein oder

zweimal, oder nur alle zehn Jahr einmal, die Wein- Bierhäuser, Beckerläden und Fleischscharren besuchen, wohl und gewissenhaft nachsehen, ob Wein und Bier trinkbar, Brod und Fleisch eßbar seye, und alles sein Maas und Gewicht habe. Eine wachsame Polizei soll ferner mit auf gute Sitten sehen und halten. Sie darf nicht zugeben, daß grosse Laster, die den Einwohnern an ihrer Gesundheit, Ruhe oder Leben schaden können, ausgeübt werden; Sie muß für die Sicherheit des ganzen Landes, vorzüglich für die Landstrassen und Wege sorgen, damit jedermann sicher und ungestöhret reisen kann, und sich keine Landstreicher und liederliches Gesindel ins Land einschleiche und nieste. In den Kirchen sollte sich die Polizei auch von Zeit zu Zeit einfinden, darauf sehen und halten, daß während dem Gottesdienst in selbigen keine Ungezogenheiten, die wider die Andacht gehen, getrieben werden. Auch die Reinlichkeit der Strassen liegt der Polizei ob, auf daß diese stets sauber gekehret, und im Winter aufgeeiset werden, damit niemand Hals und Bein breche. Auf den Wochenmärkten kann die Polizei ferner sich recht zeigen, hier kann sie ganz ihr Ansehen zeigen, und sehen, ob alles nach der Taxe verkauft wird, und die Unterschleife der Höcker und Bauern verhindern, ohne eine Menge andre Polizeipflichten zu geden-

ken, will ich es bei diesen bewenden lassen. Die Polizeioffizianten sind aber nicht, wie es in einem gewissen Lande geschiehet, zu Gesandschaftsposten, oder um den Frieden zu negotiren, oder einen andern wichtigen Auftrag auszurichten, bestimmt; hierzu werden Staatsmänner, und keine junge unbärtige Polizeibeamten erfordert. Die Fänger der Staatsverbrecher sind sie, diese zu arretiren, ist mit ihr Fach. Sie sollen aber nicht bestimmt seyn, um die Chiffre der Gesandten auszuspähen. Dieses berühmte sich einmal ein junges süsses Männchen von der Polizei, in dem nemlichen Lande, wo die Polizei zu allem, auch zu den wichtigsten Staatsaufträgen gebraucht wird, an der Tafel seines Landeschefs. Er habe sich eine Wohnung gerade gegenüber dem Hotel eines fremden Gesandten, welchen man sehr gefürchtet habe, miethen müssen, um aus seinem Zimmer und aus seinem Fenster die Chifre dieses Gesandten auszukundschaften. Grosser Gott! wie ist es möglich, daß man so leichtgläubig seye, so schwach zu Werke gehen, und daß man das Spioniren so weit treiben kann? Dieser Gesandte war der denkendste Kopf und der feinste Staatsmann, den man sich nur denken kann! Dieser würdige Mann sollte nun im Stande gewesen seyn, am Fenster in seinem Zimmer in Gegenwart seines jungen neugieri-

gen Nachbars und Polizeikundschafters zu schreiben, damit dieser seine Chiffer lerne. O welche matte Einbildung! ja man kann wohl sagen, welche schwache Zumuthung!

Dieses Polizeimännchen war sehr aufgeblasen, weil er bei einem seiner Landchefs sehr oft aß; dahero, und weil er ein ganz ausserordentlicher Schwätzer war, erzählete er immer bei Tisch solche ungereimte Dinge. Denn der Landeschef war ein überaus guter Mann; er war fromm und lebte so sehr nach dem Evangelium, daß er auch immer auf die Landstrassen schickte, und Blinde, Lahme, Bucklichte, Magdeleninnen, und sogar Narren zu sich an seine Tafel einladen ließ. Hingegen andre Menschen, vorzüglich Gelehrte und Fremde liebte er nicht, die durften nicht mit ihm essen; denn er war ein abgesagter Feind von allen schönen Geistern und von Fremden, welche leztere er und sein Busenfreund das Polizeimännchen für lauter Spionen hielt; auch war er ein abgesagter Feind von der gesunden Vernunft und von der Preßfreiheit; leztere haßte er so stark, daß er nicht einmal in der Provinz eine Buchdruckerei leiden wollte. Buchhändler und Buchdrucker giengen alle zu Grunde. Nichts durfte gedruckt werden, was gegen den Tirannen Robespierre, gegen die französischen Tollheiten und Finanzen u. s. w. gieng, alles wurde von ihm gestrichen. Ein

Journalist fragte ihn einmal, was er denn schreiben sollte? Von der Medizin, war seine Antwort. Gott erbarme sich über solche Landchefs (Statthalter)! Das sind Skrupelanten, die alles verwirren, und die durch ihr abergläubisches Betragen mehr Uebels als Gutes stiften. Diese abergläubische Pedanten, welche die Religion nur zum Deckmantel ihrer eigennützigen und ehrgeizigen Absichten nehmen, wollen die ganze Welt wieder in Dummheit und Aberglauben versetzen. Dahero schreien diese furchtsame Menschen so sehr wider die Preßfreiheit, weil diese freimüthig alle schwarze Handlungen von bösen Menschen, und alle Schandthaten des Aberglaubens, die durch die grausame Kreuzzüge, durch die Türken- und Religionskriege, und durch die Inquisition begangen wurden, entdeckt und offenbaret hat. Gott wolle, daß diese finstre Zeiten, wo die Menschen sich einander ewig haßten, und sich zu Millionenweise erwürgten, zum Trost der ganzen Welt nie wiederkommen möchten!

Weise Regenten und kluge Minister werden gewiß dagegen wachen, daß der Aberglaube, dieser Zerstöhrer der Menschheit, nie wieder Wurzel fasse. Man lese nur mit einem gefühlvollen Herzen die Geschichte der Kreuzzüge, die Türkenkriege, die Religionskriege, und die Eroberung von Amerika nach. Gewiß kein vernünftiger Mensch

wird sich diese traurige Zeiten zurückwünschen. Wenn die Preßfreiheit aus ihren Schranken getreten, und manchmal zu kühn gewesen ist, so schränke man selbige ein und verbiete ihre Kühnheit, nie unterdrücke man aber die Preßfreiheit, denn sie hat der Welt auch sehr viel Gutes gestiftet. Weise Regenten und kluge Minister werden dahero die Preßfreiheit nie verbieten, weil sie ihren grossen Nutzen kennen. Denn der freimüthige Schriftsteller hält manchen treulosen Staatsdiener von Untreue und schlechten Handlungen ab und zurück.

Zehentes Kapitel.

Von Religion, Erziehung, und den Mitteln, den Luxus zu steuern, z. B. mit einer Kleiderordnung und Luxussteuer.

Alle Völker, alle Gesezgeber, alle Vorsteher, alle Regenten und alle Obrigkeiten der alten und neuen Zeiten haben eine Religion (ohne welche kein Staat bestehen kann) zu bekennen nothwendig gefunden. Nur die Franzosen allein nicht; dieses ist aber auch ein ganz besonderes Volk, welches wegen seinem Leichtsinn

und Unbeständigkeit nicht seines gleichen auf der ganzen Welt hat. So veränderlich wie sie in ihren Sitten, Gebräuchen und mit den Moden sind, so waren sie es auch mit unserm lieben Herr Gott. Nachdem sie den Schöpfer Himmels und der Erde nach Christi Geburt 1794 Jahr verehret und angebetet hatten, schien er mit einmal zu alt für sie zu seyn. Sie schaften ihn und das Christenthum ab, führeten das Heidenthum ein, und nahmen eine Komödiantinn zu ihrer Göttin an. So weit verlohren Menschen ihre Vernunft, und nahmen ihres Gleichen, als das allerhöchste Wesen an. Diese französische Raserei, eine Komödiantinn, welche als eine berufene Person eine sehr schlechte Aufführung schon seit langer Zeit geführet hatte, göttliche Ehre zu erzeigen, ist doch auch wohl eine Folge von der sogenannten glücklichen neuen Aufklärung, nach welcher die ganze Welt auf einmal glücklich seyn sollte. Eine schöne Glückseligkeit, wo die Menschen ohne Schaam und Zucht ganz frei und wild, wie das liebe Vieh leben, und sich allen Lastern ergeben, können. Einer kann den andern betrügen, bestehlen, und auch ermorden. Denn dieses sind ja nur Kleinigkeiten, wenn solches nur heimlich geschehen kann, und die Obrigkeit nicht zu erfahren bekömmt, und nach den Gesetzen bestrafen muß. Ewige Strafe, oder Strafen nach

dem Tode, solche giebt es gar nicht, das sind nur Possen. So reden und lehren unsere neue Philosophen, unsere junge Witzlinge, die recht viel wissen wollen, leider aber sehr wenig wissen. Die Welt muß aufgeklärt seyn, und hierzu braucht man keine Religion mehr. Zuviel Licht blendet aber gemeiniglich. Wenn man in einem Zimmer auf einmal zu viel Lichter anzündet, so thut dieses den Augen ausserordentlich wehe. Gleiche Bewandniß hat es mit der Aufklärung; etwas aufklären ist für jedermann sehr heilsam, zu viel aufkläret schadet hingegen der ganzen Welt; besonders dem gemeinen Mann, dessen Augen, oder besser zu sagen, Verstand, gemeiniglich etwas blöde sind, bekommen diese Augen nun zu viel Licht, so ist es mit dem lieben gemeinen Mann nicht mehr auszukommen. Nein, der Herr Leineweber und der Herr Bauer sind niemals glücklicher, als wenn sie nicht mehr wissen, als was sie wissen sollen. Gut zu weben, das gehörige Zeug, oder die Leinewand zu liefern; den Pflug gut zu führen, und das Feld wohl zu bauen. Ihre Pflichten, in der Religion gegen Gott, gegen die Obrigkeit, und gegen ihren Nebenmenschen, als treue Unterthanen und rechtschaffene Menschen zu leisten, ist ihre Schuldigkeit, welcher sie nachleben müssen. Nicht aber die Leinewand schlecht zu weben, einen Theil davon zu behalten, den Feld-

bau zu vernachlässigen), den Spiel und den Wirthshäusern nachzugehen, und die Früchte, Butter, Milch und Eier mit einem unerlaubten schändlichen und mehr als jüdischen Wucher zu verkaufen. Was hat der gemeine Mann nöthig zu wissen, was das Wort Philosophie bedeutet? Noch viel weniger hat er nöthig, ein Philosoph zu werden. Wir haben an den neuen Franzosen und ihren fremden Herzensfreunden schon leider Philosophen genug in der Welt, diese philosophiren schon so, daß einem die Augen übergehen. Fort mit dieser Narrenphilosophie, nach welcher ein jeder Schneidergeselle und Strassenbube schon ein Regent seyn will, und von Volksmajestät träumet und raset; laßt uns noch immer bei unserer altchristlichen Religion verbleiben, in dieser herrschet doch Ordnung und Sicherheit für jedermann. Alle Religionen sind gut, sie haben alle ihre gute Moral, wenn diese der Mensch genau befolgt, o so ist er in dieser Welt ruhig, zufrieden, glücklich, und in jener Welt gewiß selig. Regenten und Obrigkeiten können in der That bei jetzigen höchst verderblichen und recht ausgelassenen Zeiten nicht genug auf Religion halten und sehen. Sie sollten niemanden, der keine Religion hat, kein Amt, kein Bügerrecht geben. Denn ein Mann ohne alle Religion, ist und bleibt immer ein schlechter Mann, er seye nun hochgebohren,

oder er komme von dem Bauernstande her, so wird er immer ein Egoist, ein habsüchtiger Mann, ein Menschenfeind, der nur wie ein Narr für sich allein leben will, ein Hasser aller guten Ordnung, und ein untreuer Diener seines Herrn seyn; er wird nichts fürchten, und wird in allen Stücken und bei allen Gelegenheiten seinen bösen Lüsten folgen, und sich ganz den Lastern überlassen. Man nehme nur die Franzosen zum Beispiel, was das für gottlose Menschen sind, seit dem sie keine Religion haben, einer klagt den andern an, einer verfolgt den andern, einer betrügt und ermordet den andern, ein jeder geht seinen Trieben als das liebe Vieh nach, beinahe alle bestehlen den Staat, und beinahe alle handeln treulos an ihrem Vaterland, und beinahe alle Franzosen handeln und denken als Barbaren, und beinahe alle handeln meineidig mit dem Auslande. Dieses haben sie vorzüglich mit ihren Freunden und Alliirten den Holländern bewiesen. Denn nachdem sie alle holländische Magazine und Zeughäuser ausgeleeret, und sich hundert Millionen Gulden Kontribution hatten zahlen lassen, geboten sie die freie Schiffart auf der Schelde, nahmen Holländischflandern aufewig in Besitz, und ein gleiches wollen sie mit Holländischbrabant thun. In der That, das sind schöne Freunde, die einem erst das Geld abnehmen, und dann noch die Klei-

der ausziehen! — Wer möchte denn also unter einer sittenlosen Nation ohne Religion leben? Gewiß niemand, der die schrecklichen Folgen, die aus dem Unglauben entspringen, kennt. Weil die kleinste Gesellschaft nicht ohne Religion bestehen kann, wie ist es nun wohl möglich, daß ein Reich wie Frankreich, welches 25 Millionen Menschen hat, ohne Religion bestehen kann? Der Himmel gebe, daß die Franzosen sich bald eine Religion, und zwar eine gute, reine, und der Vernunft angemessene Religion wählen möchten. So verworren und so sehr, wie auch die Franzosen jetzt gefallen sind, so darf man sie doch nicht ganz zu Grunde gehen lassen, indem solches wider alle gesunde und vernünftige Politik seyn würde. Denn wegen dem Gleichgewicht von Europa muß Frankreich entweder als eine Republick oder als ein Königreich immer bestehen. Zu den heutigen Uebeln der Welt gehört auch der Religionshaß. Denn sehr viele und zwar auch kluge Menschen, hassen alle diejenigen, die nicht von ihrer Religionspartie sind. Bei aller unsrer jetzigen Aufklärung geht dieser Haß so weit, daß ganze Nationen eine Abneigung gegen einander haben. Viele Katholiken halten die Protestanten für verdammt, und sehr viele Protestanten glauben, daß die Katholiken Bilder, Holz und Steine anbeten und schlimmere Menschen, als wie sie,

sind. Sehr oft höret man von einem Reformirten und Lutheraner sagen: Ach wie Schade ist es, daß der Mann katholisch ist, und wie viele Katholiken giebt es nicht, die da glauben, in eine protestantischen Kirche zu gehen, das sey Sünde. So sind die verschiedene Meinungen noch roh, und der liebe Religionshaß, der gemeiniglich aus Dummheit und Vorurtheil entspringt, herrscht nirgends mehr, als wie in unserm lieben Deutschland. Hier giebt es hohe und niedere Personen, Geist- und Weltliche, und Personen aus allen Ständen und Klassen, die den Religionshaß nicht ablegen können. In vielen politischen Angelegenheiten muß sogar dieser Religionshaß mit eingeflochten werden. Wenn nun ein paar intolerante Minister gegen einander kämpfen, o so ist nicht nur der Krieg, sondern auch der Untergang von dem einem oder dem andern Staat sicher beschlossen.

Wie weit rühmlicher würde es nicht seyn, wenn die Religionsverwandte von den drei christlichen Religionen in guter Einigkeit zusammen lebten; und noch besser würde es seyn, wenn sie sich in eine vereinigten. Nichts könnte leichter, als wie dieses seyn. Die Regenten dürften sich nur unter einander in diesem Fall verstehen, und die Geistlichen nur toleranter seyn, so würde aller Haß, alle heimliche Verfolgung abgelegt, und die Vereinigung bald

gemacht seyn. Was würde die Welt nicht hierdurch gewinnen? Auch die Juden sollte man gleich wie die Christen behandeln, sie zwingen, gleich wie diese, zu studieren, Künste und Handwerke zu lernen, das Feld zu bauen, und Soldat zu werden. Alsdann würden sie nicht mehr gezwungen seyn, die Christen zu betrügen, und die Faullenzer im Staat zu machen. Ihren Rabinern, von welchen sehr viele ungemein despotisch sind, müßte man besser nachsehen, damit auch diese ihren Gemeinden nicht zu viel Haß gegen die Christen vorsagten. Den Rabinern sollte man befehlen, die Lehre des Judenthums, besonders von den vielen morgenländischen Zeremonien, zu reinigen, und anhalten, den Juden eine bessere und mit den Christen verträglichere Moral zu lehren. Alsdann würden die Juden so gut, wie die Christen, getreue Unterthanen des Staats werden. Diese Umschaffung der Juden sollte je eher je lieber in allen Staaten vorgenommen werden. Denn zu vermuthen ist, daß die französische Propagande wegen dem beständigen Haß, der zwischen den Juden und Christen herrscht, sich manchen Juden als ein Werkzeug ihrer gottlosen Absichten bedienet, welches durch diese Umschaffung, wo der Jude auch Staatsbürger wird, nicht mehr Statt haben würde. Se. Churfürstlichen Gnaden von Mainz wollten vor einigen Jahren den Judenzoll aufheben,

allein durch gemachte Gegenvorstellungen unterblieb diese grosse Handlung leider.

Bei der Erziehung der Jugend könnte aber schon der erste Grund zu der christlichen Religionsvereinigung gelegt werden, die Herren Geistlichen dürften nur derselben mehr Liebe gegen fremde Religionsverwandte einprägen, und nicht lehren, daß nur ihre Religionen allein zum Himmel führet, und daß alle Menschen, die eine andre Religion bekennen, böse nnd gottlos sind, mit denen man keinen Umgang haben darf. Dieser Haß gegen andre Religionen wird der Jugend nur von Schullehrern und Geistlichen vorgesagt, und mit solchen starken Farben geschildert, daß er auf Zeitlebens sich in die Herzen einwurzelt, und mit den Jahren, besonders bei dem schönen Geschlecht, so zunimmt, daß er gar nicht mehr auszurotten ist. Auf diese Art und durch schwache Geistliche und Schullehrer entsteht nun der Haß zwischen den Lutheranern und Refomirten, und der Haß zwischen den Katholiken und Protestanten. Diese Abneigungen der verschiedenen Religionsverwandten haben die schrecklichsten Folgen; denn oft entstehen aus ihnen Verfolgungen und Krieg. Wie nothwendig wäre es nun nicht, daß die Regenten diesen dummen bigottischen Religionshaß durch strenge Befehle und Verordnungen unterdrückten. Ein Staat, ein Land kann nur recht in Flor kommen,

wenn dasselbe alle Religionen und Sekten duldet, und hiervon haben uns Engelland und Holland die besten und größten Beyspiele gegeben.

Ausser der Religion muß man auch bei der Erziehung suchen, der Jugend gute Sitten und Moral einzuflössen. Beide werden leider heut zu Tage aber sehr vernachlässiget. Die Sitten sind roh, und sanfte, gutgebildete, empfindsame Herzen sind ausserordentlich rar. Beinahe in allen Ländern siehet man, daß der größte Theil der Jugend unhöflich, grob, wild, und zur Grausamkeit ausserordentlich geneigt ist. Dieses siehet man täglich an den Thieren ausüben. Ein Mensch, der mit den Thieren grausam ist, der ist es auch sicher gegen seinen Nebenmenschen. Das grobe, ausgelassene, wilde und kecke Betragen der Jugend giebt in der Folge harte, böse, unfreundliche, ungestümme Bürger, die zum Aufruhr und Unruhstiften stets geneigt seyn werden. Der größte Theil der heutigen Jugend in vielen Ländern plaudert unvorsichtig, und in den lieben Tag hinein, nicht die Eltern noch die Schullehrer verbieten solches, dahero kommen und entstehen die viele Schwätzer. Kleine Geister nennen das viele Plaudern Verstand, sie haben aber groß Unrecht. Ein Schwätzer ist und bleibt immer ein Schwätzer, der selten Verstand und gesunde Vernunft haben

wird. Das Gegentheil beweisen die Spanier und Engelländer, beides sehr kluge Völker, die aber sehr wenig reden. Die Franzosen hingegen sind ein sehr geschwätziges Volk. Ihre Brissots, Mirabeau, la Fayette, Condorcet, Rabaut de St. Etienne, Barnave, Camüs, Sieyes, Isnard, Barrere, Robespierre u. a. m. haben seit sieben Jahren beständig geplaudert, aber mit allem ihrem Plaudern haben sie die Ordnung in Frankreich noch nicht wieder hergestellt. Gott bewahre nur das liebe Deutschland vor dergleichen gefährliche Redner und Volksprediger.

Aus den zugeschwätzigen jungen Leuten entstehen in der Folge gemeiniglich verdorbene Doktores, böse Winkeladvokaten, geistliche Irrlehrer, die in Barts Fußstapfen treten, schlechte Soldaten, die über alles raisonniren, und ungehorsame Bürger, die mehr wissen wollen, als ihre Obrigkeit, und gegen alle Landsverordnungen recht strafbar das Wort führen. Ferner giebt man heut zu Tage der Jugend zu viele Spieltäge. An diesen müssen die junge Leute immer Geld haben, damit sie spielen, essen, trinken, spazieren gehen, reiten und fahren können. Bei diesen sogenannten Erholungstägen lernen die junge Leute zugleich alle mögliche Ausschweifungen, als Chartenspielen, Saufen, Schlagen, Raufen, u. d. g. mancher

verdirbt seine Gesundheit, stirbt, und die Eltern verlieren oft auf diese Art ihr einziges Kind.

Bei der weiblichen Jugend gehet es in vielen Ländern nicht besser. Kaum ist das Mädchen ein Jahr alt, läßt man solches beständig in Spiegel sehen, und ruft: Ach Püppchen! Engelchen; sieh wie schön du bist! im zweiten Jahr kleidet man solches ganz prachtvoll und nun muß das gute Kind erst recht in Spiegel gaffen. Auf diese Art werden die Mädchens zur Eitelkeit auferzogen. Im dritten, vierten Jahr lernet man ihnen schon allerlei kleine Ungezogenheiten und Eulenspiegelereien, im sechsten Jahr müssen sie schon tanzen können, und nun spricht man ihnen auch schon von Liebe und Heurathen, im achten Jahr sind sie schon verschmitzt, lesen schon Romanen, und machen Liebeskomissionen, im zehnten Jahr sind sie schon verliebt, und im dreizehnten sind sie schon Koquette, und im fünfzehnten Jahr sind sie oft bereits Mütter. Alles, was die mehreste Jugend des weiblichen Geschlechts lernet, ist Eitelkeit, Putz, Tanzen, und schlechte Romanen lesen. Diese an vielen Orten und bei den mehresten Mädchens vernachlässigte und verdorbene Erziehung, ist leider Gottes aber auch die Ursache, warum man so schlechte Frauen, so übele Haushälterinnen, so grosse Verschwenderinnen, und so übe-

le Mütter, und zwar in so grosser Anzahl, findet. Wäre nun aber die weibliche Erziehung besser, und geschähe selbige mit mehrerer Sorgfalt, o so würde es vortrefliche vollkommene Frauen, und wahre Engels geben. Denn das schöne Geschlecht ist von Natur sanft, welches man also leicht zu Göttinnen bilden kann.

Mänche Obrigkeiten sollten die Schulen mehr, als wie nur bei den gewöhnlichen Visitationen, visitiren, alsdann würden dergleichen laue Schullehrer mehr auf ihrer Hut seyn, und ihre Schuldigkeit gegen der ihnen anvertrauten Jugend besser thun. Zu Lehrer sollte man aber auch immer rechtschaffene, gewissenhafte, fleissige, bescheidene, feine, geschickte, einsichtsvolle, und so viel als möglich, gelehrte Männer nehmen, durch solche Männer kann nun die Jugend zu gute fromme Menschen, getreue Unterthanen, und zu brauchbare Staatsbürger erzogen und gebildet werden. Gute Lehrer müssen aber auch gut bezahlet werden, damit sie nicht von Nahrungssorgen geplagt werden, und auf Industrie sinnen müssen.

Das allgemeine Verderben der Welt, den Luxus nun zu steuern, könnte nicht besser, als wie durch eine in alle Länder eingeführte Kleiderordnung geschehen. Haben Dännemark und Schweden solches mit grossem Nutzen thun können, warum sollten die übrigen Staaten nun nicht

ihrem Beispiel folgen können. Se. Hochfürstliche Durchlaucht, der Landgraf von Hessenkassel, haben eine Uniform bei Ihren Civilbeamten eingeführet. Durch diese weise Verordnung ersparen die Beamten die kostbaren Ausgaben von einer grossen Garderobe. Um den Luxus bei Hofe auch einzuschränken, haben viele Reichsfürsten an ihren Höfen eine eigene Hof-Uniform angeordnet.

Die Fabricken würden doch bestehen können, wenn nur die Vornehmen, der Adel und Personen von Ehrenstellen, und Reiche Gold, Silber und seidene Zeuge tragen können. Man dürfte nur die Preise von solchen Waaren nach Billigkeit erhöhen. Auch ohne Preiserhöhung würden die Fabrikanten sehr gut bestehen können, weil alle diejenige Personen, denen erlaubt wäre, alles zu tragen, gewiß mehr kaufen würden, welches in diesem Augenblick nicht geschiehet. Denn manche Prinzeß, manche Dame, will nicht das nemliche, was die eitele Bürgerjungfer oder das verschwendrische Stubenmädchen trägt, tragen. Ich kenne viele Fürstinnen und andere Damen, die sich weit bescheidener, als manche Frau Stadtschreibern und Frau Prokuratoren, kleiden. Gesetzt auch, daß bei einer strengen Kleiderordnung manche Fabricke eingienge. Muß nicht oft ein verabschiedeter Civil- oder Militair-Beamte

einen andern Stand ergreifen? Warum sollte denn nicht auch ein Fabrikant oder ein Modenhändler einen andern Stand ergreifen können? Und dann ist es ja besser, daß einige hundert oder einige tausend Fabrikanten zu Grunde gehen, als daß Millionen Menschen durch den übertriebenen Luxus an den Bettelstab gerathen, und daß am Ende Unordnung und Revolution entstehen. Frankreich ist hiervon das beste und auffallendste Beispiel, der übertriebene Luxus hat dasselbe ruinirt, und die entsetzliche Revolution hervorgebracht.

Das kräftigste Mittel, um den Luxus gänzlich auszurotten, wäre, wenn Regenten und Obrigkeiten auf Kutschen, Pferden, Hunden, goldene, silberne, seidene Zeugen und Stoffen, auf Edelgesteine, Prätiose u. s. w. eine Taxe legten, nemlich, wer sich eine Kutsche und Pferde halten wollte, und solches seinem Stande nicht angemessen wäre, müßte für diese Erlaubniß des Jahrs eine gewisse Summa zahlen. Und wenn ein Handwerksgeselle z. E. silberne Schnallen, goldene oder silberne Tressen auf seiner Weste, und eine Frau Bedientin ein Kopfzeug tragen wollten, so sollten diese Personen, da dieses über ihren Stand ist, jährlich für diese Erlaubniß eine gewisse Summa bezahlen. Wenn man den Luxus durch alle seine Rubricken so behandelt, würde sein grosses Uebel bald gesteuert

seyn, und viele tausend Menschen würden sehr bald von ihrer lächerlichen Verschwendung nachlassen. Viele tausend Menschen würden alsdann reicher seyn, einen bessern Wohlstand geniessen, gesunder seyn, bequemer und vergnügter leben. Viele hundert Familien würden alsdann wegen dem Luxus und seiner nachziehenden lasterhaften Lebensart in keinem Streit und Zank mehr, sondern in der größten Einigkeit und Verträglichkeit zusammen leben. Die Sitten würden reiner seyn, man würde mehr Rechtschaffenheit (die jetzt so rar ist) in der Welt finden, und die Religion würde mehr gekannt und eifriger verehret werden. Wenn dieser, allen Staaten so schädliche und höchst verderbliche Luxus, der allemal Laster, böse Menschen, Theurung, Murren und Aufstand erzeugt, gänzlich ausgerottet, oder zum wenigsten eingeschränkt seyn wird, alsdenn, eher aber nicht, können alle Regenten sagen, nun haben wir gesittete, getreue, und gute Unterthanen. Alsdann werden aber auch alle Unterthanen zu ihren Regenten mit vollem und treuem Herzen rufen: Es lebe unser Vater!

Schluß.

Mit einer geistlichen Rede über die Worte: Schicket euch in die Zeit, Römer 12. sehr passend auf die gegenwärtigen verdorbenen Zeiten.

Der Apostel Paulus sagt zu den Römern im 12. Kapitel: Schicket euch in die Zeit. Diese Worte wollen eigentlich so viel sagen: Höret, Menschen! die Zeiten mögen gut oder schlimm seyn, so müsset ihr euch in selbige schicken, und sie nehmen, wie sie sind. Sind sie gut, so dürfet ihr nicht übermüthig werden, und dürfet nicht in eueren guten Tagen Gott verkennen. Sind die Zeiten hingegen schlimm, so müsset ihr euer Kreuz, euere Drangsalen und euere Leiden mit Geduld tragen, und sie Gott aufopfern. Ihr Menschen also dürfet nicht über schlimme Zeiten klagen, noch viel weniger könnet ihr über euere Regenten und Obrigkeiten laut murren. Kein Ort, kein Land, noch vielweniger ein ganzes Volk, hat das Recht zu murren, aufzustehen und wider seine Oberen Aufruhr zu erregen; denn es stehet geschrieben: Jedermann sey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrig-

keit ohne von Gott. Wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott geordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung: die aber widerstreben, werden über sich ein Urtheil empfahen. Denn sie trägt das Schwerdt nicht umsonst, sie ist Gottes Dienerinn, eine Rächerinn zur Strafe über den, der Böses thut. Es stehet auch geschrieben: Regenten und Obrigkeiten sind an Gottes Statt da, folglich müsset ihr diese lieben, ehren und fürchten, Wenn ihr aber von ihnen Unrecht leidet, so bringet euere Klagen Gott zu Füssen, und gehorchet seinem Befehl, welcher uns allen gebietet: Rufet mich an in der Zeit der Noth, so will ich euch erretten, und ihr sollt mich preisen. Der Herr wird dieses euer Rufen gewiß erhören, und euere Leiden sogleich lindern, wenn ihr ihm nemlich würklich im Geist und in der Wahrheit dienet, und eueren Nächsten aufrichtig liebet, als wie euch selbst. Wenn euere Herzen aber fern von ihm seyn, und ihr keine Menschenliebe gegen euern Nächsten ausübet, so wird er auch seine Ohren gegen euch verstopfen und euch unerhöret lassen, und dieses scheint die jetzige Zeit zu seyn, wo wir dem Herrn leider mit unserer grossen Sittenlosigkeit zu seinem gerechten Zorn gereizet haben. Diese Sittenlosigkeit will ich kürzlich in dieser Rede durch Beispiele aus allen Menschenklassen darthun und be-

weisen, daß, nachdem wir Gott und seiner heiligen Religion nicht mehr so eifrig dienen, welches hauptsächlich daher rühret, weil die Diener Gottes nicht mehr die Gewalt, das Ansehen und die Vollmacht haben, welche sie ehemals hatten, ein jeder also Feuer zu dem grossen Scheiterhaufen der Sünde zugetragen hat.

Schicket euch in die Zeit. Dieses sind nicht nur kraftvolle, sondern vielbedeutende Worte. Hat der heilige Paulus schon damals diese Worte, wo die Zeiten noch nicht so schlimm, noch nicht so verkehrt, und noch nicht so verdorben waren, als wie leider die jezigen Zeiten sind, sagen können, was würde er anjezt sagen? Würde er nicht ausruffen: Schicket euch in die Zeit, denn es ist sehr schlimme böse Zeit! Ja, meine Leser, Hohe und Niedere, Arme und Reiche, Alte und Junge, männliches und weibliches Geschlecht, ja die ganze jezige Welt, beweisen überall durch Handlungen und Beispiele diese kraftvolle Worte des Apostels.

Ueberall, wo ich hinblicke, alles, was ich in der Welt sehe, zeiget Verderben. Von dem Thron bis zum Strohlager des Bettlers siehet man nichts als menschliches Elend, verdorben durch schwarze Laster und Sittenlosigkeit. Die Regenten, die an Gottes Statt da sind und die Welt regieren sollen, davon sind manche leider

auch Menschen, die von ihren Lieblingen irre geführet werden, denen man bei vielen Gelegenheiten die Wahrheit und die eigentliche Beschaffenheit ihrer Staaten verschweiget. Mancher von diesen Regenten hat einen Minister, welcher zwar ein Mann von Kopf und Geist, aber leider ohne Religion, ohne Sitten und Menschenliebe ist. Dieser Minister macht bei seinem Herrn den Heuchler und Schmeichler, mit seines Gleichen ist er Egoist, und seine Untergebene behandelt er mit Arroganze, Hochmuth und Hartherzigkeit. Wie fallen nun aber die Handlungen dieses Ministers nach einem solchen Charakterzug aus? Schlecht, von Herzen schlecht, und zwar so, wie es von einem Mann ohne Sitten und ohne Religion zu vermuthen steht. Denn anstatt, daß er die Religion und ihre Diener aufrecht erhalten, sie unterstützen, die Schulen und den Unterricht der Jugend verbessern soll, um dereinst dem Staat gute, fromme und nützliche Bürger zu ziehen, vernachläßigt er solches. Seinem Herrn dienet er nicht treu, vernachläßigt nicht nur das Wohl des Staats, sondern stürzet selbigen noch durch Bedrückungen, und oft durch ungerechte Kriege ins größte Elend.

Das Verdienst wird von einem solchen Minister nicht erkannt, verdienstvolle Männer befördert er nicht, diese erhalten kein Amt, sondern

müssen darben und brodlos bleiben. Hingegen Leute von seinem Gelichter, ohne Religion und ohne Sitten, Lasterhafte, werden von ihm zu Ehren befördert, erhalten Aemter, und werden oft die Blutsauger und Plagegeister des unglücklichen Landes. Das Klagen und Weinen der Armen, Wittwen und Waisen höret er nicht; denn da es ihn nicht rühret, so nimmt er vielmehr noch das lezte Schärflein der armen Wittwe, und raubt das wenige Gut der schon unglücklichen Waise. Voller Freuden durch diesen himmelschreienden Raub, befriedigt er seinen schmutzigen Geitz, und bereichert sich und seine Familie. O könnten die Armen in den Armenhäusern oft ihre Klagen zu den Ohren des Regenten bringen, was würde er für Grausamkeiten hören! O ihr Vorsteher der Armen, die ihr unrecht thut, auf euch wartet ewige Verdammniß!

Wenn der Minister Egoist ist, so nimmt er von niemand einen guten Rath an, folgt seinem Starrsinn, versäumet die besten Mittel, seinem Herrn und dem Staat nützlich zu seyn, und läßt die Unterthanen an allem Mangel leiden und zu Grunde gehen. In solchen Staaten wo die Regenten ihren Ministern zu viele Gewalt lassen, siehet man auch Militair-Heerführer, die zu dieser Würde durch ihr Geld, oder in der Antichambre von einer Maitresse, oder durch Empfehlungen von Lieblingen erhoben worden.

Solche Männer nun, die weder Taktiker sind, die weder Länder- noch Menschenkenntniß besitzen, und die manchmal kaum eine Patrouille anzuführen fähig sind, kommandiren ganze Korps, und oft Armeen. Ihre Unwissenheit ist es aber auch, daß oft Schlachten, Provinzen, und ganze Feldzüge verloren gehen. Ihre Habsucht, sich zu bereichern, macht, daß manchmal ganze Länder ausgeplündert und verheeret werden. Wenn sie aber auf diese Art nicht ihren schmutzigen Geitz befriedigen können, so lassen sie den armen Soldaten, der eigentlich für das Vaterland streitet, und ihnen die Lorbeere erbrechen muß, an allem Noth leiden. Auf diese Art lassen sie oft viele tausend der tapfersten Streiter vor Hunger, Durst, Nacktheit, Hitze und Kälte in den heftigsten Strapatzen und ohne die nöthigsten Heilungsmittel, an Krankheiten und Wunden elendiglich dahin sterben, ja oft wird mancher von diesen Unglücklichen noch lebendig begraben. Durch solche unerhörte Ungerechtigkeiten, oder besser zu sagen, durch solche Grausamkeiten, fällt oft der Muth einer ganzen Armee, und die größten Unordnungen reissen dagegen in selbiger ein. Regent und Staat müssen also diesen entsetzlichen Verlust, der in vielen Jahren nicht zu ersetzen ist, leiden. Gott schenke solchen Regenten Salomons Weisheit, alsdann wird ihre Wahl gewiß würdigere Männer

treffen. Er lasse sie aber auch gleiche strenge Gerechtigkeit gegen jeden untreuen Diener, so wie Ahasveros gegen Haman ausgeübet hat, ausüben.

Wie viele würdige Männer, die ihrem Regenten treu dienen, und bei allen Gelegenheiten mit Ruhm für ihr Vaterland gestritten, und oft ihr Blut für dasselbe haben fliessen lassen, werden nicht von ihren ungerechten Vorgesetzten zurück gesetzt, und müssen mit Wehmuth leiden, daß ihnen Kinder und verdienstlose Menschen vorgezogen werden? Wie viele Civil- und Militair-Obervorgesetzte bereichern sich nicht auf eine ganz unerlaubte Art oft auch von dem wenigen Gehalt ihrer Untergebenen, welches sie bei allen Gelegenheiten zu schmählern suchen, und sich zueignen. O wehe euch, die ihr solches thut! Denn dieses ist Blutgeld, es gedeyet nicht, solches kömmt selten auf den nächsten Erben, dann der Fluch Gottes ruhet darauf. Es stehet geschrieben: Lasset einem jeden das Seinige. Und abermal stehet geschrieben: Erntet nicht da, wo ihr nicht gesäet habet. In dergleichen Staaten nun, wo solche schwache Civil- und Militair-Oberbeamte sind, findet man auch fehlerhafte und schwache Unterbeamte, die alle gleichfalls mit grossen und schnellen Schritten zu ihrem Verderben eilen, die anstatt Recht, Unrecht sprechen, und lauter Ungerechtigkeit begehen.

Von solchen Männern nun wird alle Augenblick die Gerechtigkeit verkauft; die gerechtesten Prozesse gehen verloren. Die Wittwen, die Waisen verlieren ihr geringes Erbtheil. Der Reiche verliert durch solche ungerechte Beamte sein Vermögen, und der arme Unterthan wird durch sie gedrückt, ausgesauget, und kömmt an Bettelstab. Ihr ungerechte Diener, ihr seyd die Tiger und Blutsauger des unglücklichen Staats, über euch wird geschrien und geflucht, und nicht über die Regenten, die unschuldig sind! O ihr ungerechte Diener, die gegen ihren Herrn treulos handeln, die ihre heilige Pflichten so meineidig und schändlich vergessen, und die ihren Mitmenschen so despotisch tirannisiren, und die ihr die eigentlichen Tirannen macht, auf euch wartet der schwere Lohn der ewigen Verdammniß! Gottes ewigem Fluch könnet ihr nimmermehr entgehen!

Obwohlen nun die Ungerechtigkeiten solcher Beamten für das Land sehr hart und drückend sind, so habt ihr Unterthanen doch kein Recht, über selbige zu murren, noch vielweniger habt ihr Ursache, euch selbsten Recht zu verschaffen. Denn es stehet an die Römer im 12. Kapitel geschrieben: Rächet euch selber nicht, meine Lieben, sondern gebet Raum dem Zorn Gottes. Eben daselbst stehet geschrieben: Die Rache ist mein, ich will

vergelten, spricht der Herr. In der ersten Epistel Petri im 2. Kapitel sagt der Herr ausdrücklich. Ihr Knechte, seyd unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen! Ihr Untergebene habet also, wie ich schon gesagt habe, keine Ursache zu murren, denn euere Sittenlosigkeit und euere Sünden sind eben so groß, als wie die von eueren Oberen, wie ich solches im zweiten Satz zeigen werde. Aendert also euere Sitten, lebet frömmer, und kehret zu Gott wieder zurück.

Nachdem ich mit wenig Worten gezeiget, wie viel Ungerechtigkeit durch manche Obrigkeit und vielen Beamten geschiehet, will ich nun auch zweitens die übrigen Stände, als den Mittel- und gemeinen Stand durchgehen und zeigen, was in selbigen für grosse Laster und Sünden herrschen, und zum Schaden der Menschheit im Schwange gehen. Ja ihr Privatleute, die ihr nicht in Aemtern sizt, sondern die ihr vielmehr den ruhigen Güterbesitzer, den Kaufmann, Bürger, Handwerker und Bauer macht; die ihr theils im Wohlstande lebt, theils euere bequeme Nothdurft habt; ihr habt kein Recht, über euere Obrigkeit zu murren, noch vielweniger Ursache, über euer Schicksal zu jammern. Euere Klagen sind sehr oft falsche, unbilli-

ge und ungerechte Klagen; denn euere Sünden, euere Laster, ja euere Verbrechen sind eben so groß, und oft noch grösser, als wie die von eueren Vorgesezten, welches ich hier in einigen Beispielen beweisen will. Hier sehe ich einen Wucherer, der sich durch ungerechte Pachtungen auf die Rechnung einer ganzen Provinz und folglich zum Schaden vieler tausend Menschen auf eine unerlaubte Art bereichert hat. Er leihet Geld gegen doppelt und doppelte Prozente aus, und durch dieses sein schändliches Handwerk hat er vielen hundert Menschen, und eine Menge bedürftiger Wittwen und arme verlassene Waisen an Bettelstab gebracht. Nun ist dieser geldgierige Mann durch die von seinen Nebenmenschen geraubten Gelder reich geworden. Nun will er den Edelmann machen, prahlet sich ganz laut, wie er durch seinen ausserordentlichen Fleiß und grosse Verdienste das Einkommen der Provinz vermehret hat. Er kauft sich Güter und den Adel. Er heurathet in einer adelichen Familie, macht in allen Stücken den Kavalier, hält sich Kutschen und Pferden, und Grosse geben und speisen bei ihm. Bei allen diesen zeitlichen Glückseligkeiten hat er aber dennoch keinen ruhigen Augenblick. Sein Gewissen macht ihm wegen seinem mit Unrecht erworbenen Gute die allerbittersten Vorwürfe. Nun fängt er an zu beten, will seine Ungerechtigkeit bereuen, und giebt alle

Wochen einmal an etliche Dutzend Armen einem jeden einen Kreuzer. Nein Geizhals, mit diesen kleinen Almosen, mit diesem deinem nur aus Furcht gethanen Beten kannst du deine grosse Laster nicht wieder gut machen! Denn du mußt dein ganzes durch Unrecht erworbenes Vermögen nehmen, und deinen Nebenmenschen, denen du es geraubet hast, wiedergeben. Alsdann wird dir Gott Gnade wiederfahren lassen, und eher nicht. Zittre also vor der Gerechtigkeit Gottes!

Da steht eine verheurathete Frau, die ihrem Mann eine Menge fremde Kinder ins Ehebett gebracht hat. Sie sucht verheuratheten und ledigen Männern zu gefallen, sie läuft allen Mannspersonen nach. Nicht zufrieden mit diesem ihrem unzüchtigen Betragen, macht sie noch obenein die Kupplerinn von jungen Leuten beiderlei Geschlechts. Sie verkauft die Unschuld auf eine blutschänderische Weise, und macht Zwispalt zwischen Eheleuten, zwischen Eltern und Kindern, und giebt dem ganzen Publikum ein Skandal. Groß wird aber ihre Verantwortung an jenem Tage, wo Gott sie richten wird, seyn.

Hier sehe ich eine andre Frau, die aus einem Haus in das andre läuft, die allen Spiel- Kaffe- und Theatergesellschaften beiwohnt, sich zu allen Gastereien und Lustbarkeiten drängt. Diese

nemliche Frau, die durch ihre eitele Lebensart ihr Hauswesen vernachlässigt, hat Kinder in entfernten Landen, welche sie an den allernothdürftigsten Sachen auf die elendigste Art darben läßt. Auch du Frau wirst am jüngsten Gericht von deinen eitelen Handlungen grosse Rechenschaft ablegen müssen!

Dort steht ein grosser Heuchler, der viele Stunden des Tages in der Kirche zubringt. Er beichtet und kommunizirET alle Wochen einmal, hält genau die Fasten. Alle seine Reden sind so fromm, als wenn sie aus dem Munde eines Heiligen flössen. Ueberall empfiehlt er die Religion, die Liebe des Nächsten und prahlet mit den guten Werken, die er überall ausübet. Er gehet in seiner Scheinfrömmigkeit noch weiter, nimmt einen frommen Gang an, läßt seinen Kopf auf der einen Seite herunter hangen, und schlägt die Augen stets nieder, damit ihm jedermann wegen seiner heuchlerischen Mine auf den Gassen nachrufen soll: Sehet, sehet, da gehet der fromme Mann! Dieser gottlose Heuchler tritt hingegen kaum aus der Kirche in sein Zimmer, als er an dasselbe klopfen höret. Er macht die Thüre auf, und sieht einen alten, gebrechlichen und in Lumpen halb nakkend eingehüllten Mann stehen, der in seinem grossen Elende ihn mit der äussersten Demuth um einen kleinen Almosen bittet. Die Antwort,

die dieser Unglückliche aber von unserm frommen Heuchler erhält, besteht darin. Ihr seyd ein rechter grober, unverschämter Mann, daß ihr so geradezu in die Häuser lauft. Ein Faullenzer, ein Tagdieb seyd ihr, gehet und arbeitet, dieses ist weit gescheuter. In vollem Zorn wirft er die Thüre zu, und läßt den Unglücklichen, der mit Thränen in den Augen sich voller Furcht wegschleichet, trostlos gehen. Wenn dieser nemliche Heuchler einen Auftrag von seinem Nächsten hat, so übet er selbigen mit dem größten Eigennutz von der Welt aus. Wenn er nicht gleich Geld siehet, so murret er, und sagt: Ich habe wegen ihrer Sache so und so viel Mühe gehabt. Meine Auslagen belaufen sich bereits auf so viel. Kurz, der eigennützige Mann fordert seine Zahlung gemeiniglich vor Ausgang der Sache mit dem größten Ungestümm.

Hier ist eine Mutter, die die Unschuld ihrer Tochter reichen Wollüstlingen feil bietet. Diese Rabenmutter raubet die Tugend als das einzige Kleinod ihres Kindes, und opfert dasselbe auf ewig dem schwarzen Laster auf. Dein Lohn böse Mutter, ist ewige Verdammniß! Dort ist ein Vater, der seine Söhne im Fluchen, Spielen, Schwören, Saufen, Stehlen und anderen grossen Lastern unterrichtet. Hier ist ein Kaufmann,

der seine Waaren mit falscher Ehle mißt, mit unrichtigem Gewicht wiegt und verkauft, Prozent auf Prozent nimmt, bei allen Gelegenheiten seinen Nächsten betrügt, und mit freudiger Stirne sagt: Ja, vom Profit muß man leben. Nein Lügner, Gott und die Obrigkeit erlaubt einen kleinen, und einen erlaubten Gewinn zu nehmen, nicht aber zu betrügen! Auf dein ungerecht erworbenes Gut kömmt Gottes Fluch. Nie werden 'ne ungerechte Gelder auf den dritten Erben k men. Du legest also mit deinem ungerechten Wucher selbst den Grundstein zu dem Unglück deiner Nachkommenschaft, und schwere Verantwortung wartet deiner. Siehe also, wie traurig die Aussicht deiner Zukunft ist. Da erblicke ich Männer und Frauen von den heutigen Pharisäern oder von den sogenannten Betbrüdern und Betschwestern. Diese wollen bessere Christen, als wie ihre Nebenmenschen seyn. Ach Gott! sagen sie, wie ist heut zu Tage die Welt so gottlos! Kein Wunder, daß uns Gott so strafet. Warum sind nicht alle Menschen so fromm, wie wir, die wir in allem den Vorschriften der heiligen Religion recht genau nachleben. Wie kann es aber anders seyn, daß die Menschen so verdorben sind? Die geist = und weltliche Obrigkeit ist nicht besser. Die heutige Jugend ist ganz ausgelassen. Wir sind auch jung gewesen, wir haben

aber alle heilig gelebt. So klagen und seufzen unsere heutige Pharisäer, diese gefährliche Menschenbrut, die besser als wie ihre Nebenchristen seyn wollen; die hingegen aber die größten Heuchler sind, und die sich gröblich wider den Befehl Gottes: Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden, versündigen. Ihr Pharisäer, oder ihr Gleißner und Gleißnerinnen seyd unstreitig mit die allergefährlichsten Menschen dieser Welt. Unterhaltet ihr nicht insgeheim die allerver[illegible]ensten Liebesverständnisse? Habt ihr nicht [illegible] euerer Jugend durch euern geilen und unzüchtigen Lebenswandel die Ruhe von vielen Ehen gestöret? Habt ihr nicht Eheleute und deren Kinder unglücklich gemacht? Habt ihr nicht die Unschuld durch euere Geilheit verführt? Wer weiß, wie viele M[illegible]rde ihr durch euere Unzucht verursachet, oder gar ausgeführet habet? Wer weiß, wie oft die unschuldige Frucht von euch ist getödtet worden? Suchet ihr nicht noch im Alter durch euere Spielsucht, Geiz und Wucher das Gut von euerem Nächsten an euch zu reissen? Bringet ihr nicht durch euere Lästerungen, Ehrabschneidungen und Verleumdungen euern Nächsten um Brod, Ehre und guten Namen? Verfolget ihr nicht durch euere Verleumdungen euern Nächsten bis zum Tod? Suchet ihr nicht denselben aufs Blutgerüst zu bringen, und einen schändlichen Tod leiden zu

lassen? O ihr neue oder heutige Pharisäer! euer Gebet, welches nur ein Plappern ist, ist Gott nicht angenehm, es bringet euch keine Frucht; denn ohne gute Werke, ohne aufrichtige Liebe des Nächsten ist euer Glaube todt, ewig todt. Schwer werden über euch an jenem Tage die Gerichte Gottes fallen; dann ihr habet unstreitig das größte Feuer zum Scheiterhaufen der Sünde zugetragen. Ich wende kaum meine Augen von dieser bösen Heuchlerbrut, so erblikke ich einen Gastwirth, der eben so schnell durch Ungerechtigkeit zur Höllen eilet. Anstatt Wein verkauft er Wasser. Seine Speisen sind entweder so schlecht zubereitet, daß viele Reisenden davon krank werden, oder wenn sie ja eßbar sind, so muß man sie sechsfach, auch wohl zwölffach über ihren Werth bezahlen. Die Gastzimmer, Bett und Weiszeug, sind schlecht und unsauber, und doch müssen die Reisende selbige gleichfalls sehr theuer zahlen. Wenn Fremde aus weitentlegenen Ländern bei diesem theuren Gastwirth einkehren, werden selbige über die Massen und auf eine ganz gewissenlose Art von ihm geschnüret, wobei dieser Jude von Wirth noch folgende spottende Worte sagt: O das sind Fremde, die muß man warm halten. Gott weiß, ob ich sie je wieder zusehen bekommen werde. Er, der unchristliche Mann, hält sein Wort, und die gute Fremden müssen ihm eine ausserordent-

liche Zeche bezahlen. Er, der Geldbegierige Mann, thut sich aber hiermit den größten Schaden. Er wird von einem jeden Fremden überall als ein Mann, bei welchem man nicht logieren kann, verschrien. Sein und seines Wirthshauses guter Ruhm fällt, niemand kehrt zulezt mehr bei ihm ein, und er gehet zu Grunde. Denn es ist platterdings unmöglich, daß unrecht Gut jemals gedeien kann. Was hat nun dieser Geizhals von Wirth in der Ewigkeit zu hoffen? Anstatt Gotteslohn wartet Gottesstrafe auf ihn. Diese nemliche Strafe hat der ungerechte Becker, der schlechtes, ungenießbares und zu leichtes Brod backet; der Schneider, der zu viel Tuch, Leinewand, Seide und andere Zuthaten zu den Kleidern nimmt, solche für sich behält und seinem Nächsten stehlt, zu hoffen. Euch Maurer und Zimmerleute, die ihr schlechte Gebäude aufführet, die bald zusammen fallen, und euere Handarbeit euch dennoch über die Massen theuer bezahlen lasset, ihr eilet gleichfalls zur Höllen und ziehet euch die ewige Verdammniß zu!

Wie gleich groß sind nun nicht die Sünden und Laster der Bauern und der Dienstbothen! Wie viel Unrecht begehet ihr nicht gegen euere Herrschaften, wie viel schmählert ihr nicht an Zehnten und Gaben, wie oft, unendlich, ja bei allen Gelegenheiten betrüget ihr nicht euere

Herrschaften, und wie sehr verderbet ihr nicht deren Eigenthum! Wie theuer verkauft ihr nicht alles, was ihr zu verkaufen habt, und sucht durch diese euere Theurung den Nebenmenschen zu schaden, und an Bettelstab zu bringen! Dadurch macht ihr euch alle Menschen zum Feinde, und ziehet euch noch obenein Gottes Fluch zu. Euere Bosheiten schreien oft im Himmel; denn wenn ihr den Gütern euerer Herrschaften keinen Schaden zufügen könnet, so übet ihr oft die größten Bosheiten an ihren unschuldigen Kindern und armen Vieh aus. Diese müssen oft euere boshafte Rache entgelten. Allein Gott der Allmächtige wird auch diese euere grosse Sünden an jenem grossen Tage, wo alles gerichtet wird, richten. Ewige Verdammniß ist euer Lohn, der auf euch wartet. In allen Ständen herrschen heut zu Tage die größten Laster. Man sollte beinahe glauben, der größte Theil der Welt seye von lauter Tigern bewohnt. Denn ein Mensch verleumdet, haßt und verfolgt den andern so lange, bis er diesen seinen Nächsten und Mitchristen um Ehre, Brod und guten Namen gebracht hat. Oft geht die Verfolgung bis zum Tod. Ja, Kinder sogar fangen an über ihre Eltern zu spotten, zu lachen, zu fluchen, und schlagen Vater und Mutter. Gottes verheissener Fluch fällt aber auch auf diese Rabenkinder. So weit hat sich heut zu Tage leider das

Menschengeschlecht vergessen. Dahero straft Gott auch nun die Welt so hart und schwer mit Mißwachs, Theurung, Krankheiten und Krieg mit allen seinen schwarzen Plagen. Wie kann nun wohl aber der Weinberg des Herrn gut bearbeitet werden, wenn die Winzer nicht die gehörige Vollmacht in selbigem zu arbeiten haben? Dann die Geistlichkeit und Schullehrer werden mit ihren Lehren und guten Vermahnungen ausgehöhnt. Ihre Macht ist zu sehr eingeschränkt. Leichtsinnige in Sünden und Lastern verhärtete Menschen, oder besser zu sagen, Bösewichter, die keinen Gott und keine Religion mehr haben wollen, um ihren Lüsten und Schwelgereien recht nachleben zu können, schreien immer über die Geistlichkeit, und schreiben derselben viel Uebel, was in der Welt ist, zu. Nein ihr Uebelgesinnte, es ist nicht die Geistlichkeit, sondern ihr seyd die Verderber der Welt und guter Sitten! Die Geistlichkeit ist noch immer die nemliche, die sie vordem war, sie wandelt noch immer auf dem Pfade des Herrn. Ihre Gesinnungen, ihre Meinungen sind immer die nemlichen, sie haben nur zu ihrem Ziel und Ende euer ewiges Wohl und Seligkeit. Diese rechtschaffene und gute Geistlichkeit ist nur ein Dorn in eueren Augen. Ihr Freche und Gottlose, ihr möchtet sie gern gänzlich vertilgen, damit euere Laster und euere Schandthaten einen freien Lauf hätten!

Gott wird euere Bosheit aber eben so, als wie er den Lauf eines reissenden Stroms in seinem grösten Sturz aufhält, hemmen; denn ohne Religion und ohne Diener Gottes kann weder Welt, Ordnung, Sicherheit und Eigenthum bestehen. Blicket nach Frankreich, und sehet, ob jetzt jemand ohne Religion seines Lebens und Eigenthums sicher ist.

Gottlob aber, unsere gute Regenten, die die Nothwendigkeit einsehen, werden das Ansehen und die Würde der Geistlichkeit und Lehrer erhalten! Alsdann werden die Geistlichen, die unter dem Volk auf das äusserste eingerissene Unordnungen und Laster sehr bald wieder ausrotten, die guten Sitten herstellen, und die ächte reine Ausübung der heiligen Religion wieder einführen. Ihre Lehren, ihre Predigten, ihre Vermahnungen werden alsdann, wann sie von denen gutdenkenden weltlichen Beamten bei den Gemeinden unterstützt werden, tausendfältige Früchte bringen. Alle Menschen werden alsdann das Böse meiden, und dem Guten wieder anhangen. Dann werden die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten, wie Brüder sich verstehen, und stets vereinigt mit einander leben. Die nemlichen guten Regenten werden durch ihre weise Verordnungen so viel Gutes stiften, daß alle Menschen wieder recht von Herzen Gott lieben und fürchten, ihren Nächsten lie-

ben, ihrer Obrigkeit gehorsamen, und ihre Untergebene gütig behandeln werden. Alsdann wird beständige Eintracht und aufrichtige reine Liebe unter den Menschen herrschen. Alsdann wird Gott uns hier in dieser Welt die Zufriedenheit, und in jener die ewige Seligkeit, die in dem Genuß aller ewigen Glückseligkeiten und vorzüglich in dem Anschauen Gottes bestehen wird, schenken. Hierzu wolle uns Gott der Allmächtige alle bald nach seiner unendlich grossen Barmherzigkeit helfen und gelangen lassen!

Nachricht
von einem neuen Buch.

Man hat die Ehre, dem geehrten Publikum bekannt zu machen, daß ein Werk, betitelt: **Hof= Staats= und Militair= Begebenheiten**, auf Pränumerationen gedruckt werden wird. Der Inhalt von diesem Werk wird in ächten Erzählungen und Beschreibungen aus der Diplomatique, Staatskunde, Geschichte, Geographie u. s. w. bestehen.

Weil ich durch meine viele und grose Reisen, durch Umgang mit grosen und gelehrten Männern, durch Lesung und Anschaffung guter Bücher und Nachrichten, sehr gute Gelegenheit gehabt habe, eine genaue Menschen= und Weltkenntniß zu sammeln: so kann ich ohne alle Eigenliebe einem geehrten Publikum versichern, daß ich manche geheime Hof= und Staatsgeschichte, manche Intrigue und Kabale, die ächte Beschreibung von mancher Stadt, Land und Volk, die gerechte Ansprüche von manchem Regenten auf diesen oder jenen Staat, u. s. w. erzählen und beschreiben werde. Ich werde viele Feldzüge mit Planen und unpartheiischen Bemerkungen abhandeln. Von manchen Regenten, Ge-

nerals, grosen Helden, Ministern, grosen Staasmännern, grosen und berühmten Frauen und Lieblingen werde ich die ganze Lebensbeschreibung mit vielen noch unbekannten Anekdoten liefern; auch werde ich ächte Nachrichten von manchen Familien, sichere Schilderungen von berühmten Personen, und die Beschreibung von manchem nicht überall bekannten Gegenstand geben. Mit einem Wort, ein jeder Theil wird verschiedene Materien und beständige Abwechselungen enthalten, die sowohl für den Militair- als Staatsmann, für jeden Privatmann und Lesefreund gleich angenehm und interessant seyn werden, dahero wird man sich mit Alltagsgeschichten gar nicht abgeben.

Alle Jahre werden von diesem Werk zwei Theile herauskommen. Der Pränumerations-Preis für einen jeden Theil ist nur ein Gulden. Ohne Pränumeration kostet jeder Theil aber zwei Gulden, den Dukaten nemlich zu fünf Gulden, und den Karolin zu eilf Gulden gerechnet. Derjenige, der neun Exemplare bestellt, erhält das Zehnte frei, und der fünf Pränunmeranten sammlet, erhält ein halbes Exemplar. Das Porto der Exemplarien tragen die Herren Pränumeranten.

Die Namen der Herren Pränumeranten werden dem ersten Theil vorgedruckt. Sobald als wie eine hinlängliche Anzahl Personen pränu-

merirt haben, wird der Druck des Werks seinen Anfang nehmen; indem einige Theile schon ganz ausgearbeitet sind.

Briefe und Gelder werden postfrei eingesandt. Ich hafte dagegen mit meiner Ehre für die richtige Absendung eines jeden Theils. Diejenige, welche auf dieses Werk zu pränumeriren verlangen, belieben sich an mich zu verwenden.

Hanau im Jahr 1796.

Baron Ô Cahill.

Inhalt.

Erstes	Kapitel.	Seite. 1
Zweites	— —	— 8
Drittes	— —	— 21
Viertes	— —	— 35
Fünftes	— —	— 88
Sechstes	— —	— 108
Siebentes	— —	— 137
Achtes	— —	— 154
Neuntes	— —	— 196
Zehntes	— —	— 211
Schluß	— —	— 227

Druckfehler.

Seite 138. letzte Zeil, lies anstatt Richtor, Richter.

Seite 181. Zeile 12. lies anstatt Fochteln, Fuchtel.

Seite 219. Zeile 21. lies anstatt Refomirten, Reformirten.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

O'Cahill, Karl Ludwig,

Das Schwarze-Ungeheuer

Hanau 1796

Pol.civ. 105 c
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10767067-6
VD18 14723646-001